Band 992 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Judasbaum

Band 992 • 2,20 DM

Ös 18 / Fr 2,20 / FF 10,00







Der Judasbaum

John Sinclair Nr. 992

von Jason Dark

erschienen am 15.07.1997

Titelbild von Tito

Sinclair Crew

Der Judasbaum

Der Mann mit der flachen Mütze und dem grauen Oberlippenbart lachte Harry Stahl hart an, bevor er fragte: »Wollen Sie diesen Wahnsinn wirklich wagen?«

»Ja!« lautete die knappe Antwort.

»Und warum?«

»Weil ich es muß, Kollege.«

Der Mützenträger schüttelte den Kopf. »Wohl zu dienstgeil, wie?« murmelte er. Seine Worte hatte Harry Stahl nicht mehr gehört. Er war inzwischen einige Schritte zur Seite getreten, um seinen Blick über das Gebiet streifen zu lassen, in dem sich Bruno Zacharias versteckt hielt. Es war keine Freude, dort zu suchen, denn wer ging schon gern ins Moor?

Aber Bruno war eine Gefahr für die Menschheit. Noch immer, denn der ehemalige Killer hatte sicherlich nichts verlernt. Zu Zeiten der alten DDR war er in gewissen Kreisen ein Star gewesen. Man hatte ihn mieten können, und darauf waren vor allen Dingen die östlichen Geheimdienste scharf gewesen. Für sie hatte Zacharias immer wieder gearbeitet, und er hatte seine blutige Spur hinterlassen. Man liebte ihn nicht, man haßte ihn, auch seine Arbeitgeber, aber sie hatten ihn damals gebraucht, und er war gut bezahlt worden.

Danach war es zum großen Umschwung gekommen, auch Wende genannt. Zacharias hatte die Zeichen der Zeit schnell erkannt und war untergetaucht. Vergessen hatte man ihn nicht. Als es dann zur großen Abrechnung und zum großen Aufräumen gekommen war, stand auch er auf der Liste, und es gab nicht wenige Personen, die ihn jagten.

Fünf Jahre lang hatte man ihn nicht gefunden, trotz modernster Fahndungsmethoden und -geräte. Der Killer war immer wieder entwischt. Sicherlich nur durch einfache Tricks, denn er war schon immer ein Meister der Verwandlung gewesen.

Das wußte Harry Stahl, der schon in den alten Zeiten als Kommissar gearbeitet hatte und nun für einen Dienst der deutschen Regierung tätig war. Nach einigen Wirrungen und Irrungen hatte man sich wieder an Harry Stahl erinnert und ihn nun für besondere Fälle eingesetzt, wozu auch übersinnliche und unerklärliche zählten.

Die Jagd auf Bruno Zacharias allerdings hatte nichts mit etwas Übersinnlichem zu tun, dennoch war sie gefährlich – und konnte auch tödlich enden.

»In Ihrer Haut möchte ich nicht stecken!«, sagte der Mützenträger wieder.

»Sie wiederholen sich.«

»Ja, schon gut. Ich meine ja nur.«

Harry räusperte sich. »Ich möchte noch einmal zusammenfassen: Es gibt also diese Hütte.«

»Richtig.«

»Und ich gelange nur mit dem Boot dorthin?«

»Stimmt auch. Es sei denn, wir haben einen sehr heißen und trockenen Sommer, dann kann es hier auch anders aussehen. Das war in diesem Jahr nicht der Fall. Deshalb müssen Sie das Boot nehmen und sich an die vorgeschriebene Route halten, die ich Ihnen aufgezeichnet habe. Ihr Pech ist der leichte Nebel.«

»Bestehen irgendwelche Chancen, daß er sich noch auflöst?«

»Nein. Heute nicht mehr.« Der Mann schüttelte den Kopf. »Wir haben jetzt Mittag. Er ist noch immer da. Zwar dünn, aber nicht zu übersehen.« Ein Arm beschrieb einen Halbbogen. »Wenn die Suppe noch dünn über dem Sumpf liegt, können Sie einfach davon ausgehen, daß sie sich am späten Nachmittag oder frühen Abend verdichtet. Das

sind einfach Erfahrungswerte.«

Harry schaute den Mützenträger an. Er hieß Erich Läufer und arbeitete ebenfalls für die Firma. Zugleich war er ein Experte für diese Gegend, denn er war hier aufgewachsen. Harry hätte ihn auf seiner Suche auch mitnehmen können, hatte jedoch davon Abstand genommen, weil dieser Job einfach zu gefährlich war.

»Wann könnte ich zurück sein?«

Läufer hob die Schultern. »Wenn Sie sich beeilen, schon in gut zwei Stunden.«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Aber Sie könnten Ärger bekommen!«

»Das ist mein Problem«, murmelte Harry. Wieder überblickte er die Gegend, der er bald einen Besuch abstatten würde.

Sie war leer. Sie schwamm unter dem dünnen Dunst. Sie war weit und wirkte trotzdem kompakt, was eben an den äußerlichen Bedingungen lag. Sie war auch bewachsen, und an verschiedenen Stellen sah das hohe und zähe Sumpfgras wie ein Teppich aus. Aus ihm hervor ragten die Büsche, die Erlen und andere Niederhölzer, wobei der dünne Nebel sie sehr kahl aussehen ließ. Wie Totenbäume, die eine Strecke ins Jenseits markierten. Das Land war flach, der Wind hielt sich in Grenzen und bewegte nur manchmal die Oberflächen der kleinen, aber tückischen Gewässer, die wegen ihrer grünbraunen Farbe kaum zu sehen waren und tückische Fallen bildeten.

Die beiden Männer standen auf einem alten Steg, dessen braune Bohlen wie angefressen aussahen. Wasser klatschte hin und wieder unter ihren Füßen zusammen. Nur wenige Insekten tanzten durch den grauen Dunst. Sie wirkten müde und schläfrig, denn sie mußten der kühlen Jahreszeit schon Tribut zollen.

Das Boot mit dem Außenborder lag am Steg. Harry würde es benutzen und war vor allen Dingen über den Motor froh, so brauchte er die ganze Strecke nicht zu rudern.

Bruno Zacharias sollte sich auf einer Insel im Sumpf versteckt halten. Er war gesehen und sogar fotografiert worden. Über diesen Zufall schüttelte Harry noch jetzt den Kopf. Eine Gruppe von Ökologen, die durch den Sumpf geführt worden waren, hatten zahlreiche Aufnahmen geschossen, auch von dieser kleinen Insel, die von ihnen allerdings nicht betreten worden war. Sie waren daran entlang gefahren, und da war dieser Mann eben im für ihn unrechten Moment aufgetaucht.

Daß er überhaupt identifiziert worden war, kam auch einem Zufall gleich. Hätte eine der Frauen aus der Gruppe nicht die Bilder ihrem Mann gezeigt – und wäre der nicht zufällig bei der Polizei gewesen, wäre nichts passiert.

Aber dieser Kommissar war mit einem fotografischen Gedächtnis gesegnet, und ihm war das Gesicht trotz des Bartwuchses bekannt

vorgekommen. Er hatte sich reingehängt, den Computer als Helfer benutzt und schließlich herausbekommen, welcher Vogel sich da auf der Insel mitten im Moor versteckt hielt.

Alles andere lief seinen normalen Weg, und den Schwarzen Peter hatte man Harry Stahl zugeschoben.

»Ich will ja nicht drängen, Herr Stahl, aber ich denke schon, daß Sie bald losfahren sollten.«

»Sie haben recht.«

»Dann hole ich jetzt Rocky.«

»Tun Sie das.«

Erich Läufer grinste hart. »Er wird sich freuen. Gewöhnt hat er sich ja schon an Sie.« Der Mann schüttelte den Kopf und lachte dabei leise auf. »Sie scheinen einen besonderen Draht zu Rocky zu haben. Das habe ich noch nie erlebt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ach, nur so. Der ist ja ganz verrückt nach Ihnen.«

»Ich mag ihn auch.«

»Ich hole ihn dann.« Läufer verschwand und ging zu seinem Volvo-Kombi, der einige Meter entfernt stand. Auf der zum vorderen Teil durch ein Gitter getrennten Ladefläche hatte Rocky, der Schäferhund, seinen Platz gefunden.

Rocky war super. Ein Spürhund. Ausgebildet bei der Polizei. Einer der Lieblinge der Beamten, aber auch ein Hund, der nicht jeden an sich heranließ, bis eben auf wenige Ausnahmen, zu den auch Harry Stahl zählte. Die beiden hatten sich von Beginn an verstanden, und andere begriffen nicht, was Rocky an dem Fremden gefressen hatte.

Möglicherweise waren sie beide einsame Wölfe, die sich gesucht und auch gefunden hatten, obwohl Harrys Einsamkeit nicht so schlimm war wie früher, seit er locker mit seiner Kollegin Dagmar Hansen verbandelt war, die zugleich zu der seltenen Art der Psychonautinnen zählte.

Läufer hatte den Hund freigelassen, und darüber war Rocky mehr als froh. Mit langen Sprüngen hetzte er auf Harry Stahl zu, und er stoppte auch nicht, sondern sprang an Harry hoch, um mit den Vorderpfoten über die braune Lederjacke zu kratzen. Er hechelte vor Freude, und er versuchte, mit seiner Zunge durch Harrys Gesicht zu fahren.

»Ja, mein Bester, ist ja alles okay. Du bist wirklich der absolute Star. Du bist der Beste von allen, Rocky. Ja, ja – ja…« Er fuhr mit beiden Händen in das Fell des Hundes hinein und wühlte es auf, während der Hund nicht genug bekommen konnte.

Läufer stand kopfschüttelnd daneben. »So kenne ich ihn gar nicht, kann ich immer nur wieder sagen.«

»Wir sind zwei Einzelgänger, die den gleichen Stallgeruch haben.«

»Stimmt. Und Sie können sich auf Rocky verlassen. Er ist wirklich

super. Einer unserer besten.«

»Einen anderen hätte ich auch nicht genommen«, erklärte Harry lächelnd.

»Das wußten wir.«

Stahl drückte den Hund zurück, der dich bei ihm blieb. Neben seinem rechten Bein wollte er bleiben, nur nicht mehr weg in den Wagen gehen. Er schaute nach vorn. Die Zunge hing aus dem Maul, die Augen schimmerten, manchmal gab er sogar ein leises Knurren ab, als wollte er seinen Herrn warnen.

Das hatte Harry bemerkt. »Tut mir ja leid, mein Bester, aber wir beide müssen in das Boot steigen. Daran ist nichts zu ändern. Bist du okay, Rocky?«

Der Hund hob seinen Kopf, während Harry ihn senkte. Beide schauten sich an, und der Mann mußte lachen, als er glaubte, das Einverständnis in den Augen des Tieres zu sehen. Er nahm den Kopf in beide Hände und streichelte ihn. »Du bist schon etwas Besonderes, Rocky, du bist ein ganz Starker und Braver.«

Der Hund jaulte, als hätte er Harry verstanden. Für den gab es jetzt keine Pause mehr. Läufer hatte bestimmt recht. Wartete er zu lange, wurde der Nebel zu schnell dicht.

Der Anstrich des Bootes paßte sich der Gegend an. Die Planken waren dunkelbraun gestrichen worden und wirkten deshalb wie eine Tarnfarbe. Sollte der Motor mal ausfallen, so lagen die Ruder bereit. Viel passieren konnte nicht. Auch eine Plane war vorhanden.

Sie lag zusammengerollt auf dem Boden und würde erst gebraucht werden, wenn es regnete. Danach sah es nicht aus.

Rocky wartete so lange, bis Harry in das Boot gestiegen war. Erst dann sprang er hinein und hockte sich am Heck nieder, wobei er mehrmals den Kopf drehte, um sich die Umgebung anzuschauen. So ganz geheuer schien ihm die Sache nicht zu sein.

Das war sie auch Harry nicht. Es ging ihm dabei nicht allein um den Killer, er bezog die Umgebung noch mit hinein, die einen schlechten Ruf in dieser Gegend Nordostdeutschlands hatte, weil sich schon seit vielen Jahren oder Generationen hinweg eine Geschichte hielt, die sich um einen besonderen Baum drehte, der von den Einheimischen nur Judasbaum genannt wurde.

Diese Gedanken überkamen Harry nur am Rande, obwohl er sich sagte, daß er, seit er sich auch mit diesen besonderen Fällen beschäftigte, immer wieder darüber stolperte. In diesem Fall jedoch hatte Bruno Zacharias Vorrang, und um den Baum würde er sich wohl kaum kümmern, obwohl es ihn schon reizte, ihn zu sehen, den Beschreibungen nach sollte er eine ungewöhnliche Form haben und mehr an eine Riesenhand erinnern als an einen Baum.

Harry schaute hoch. Läufer hockte auf dem Steg. Er hielt mit einer

Hand das Tau umfaßt, um es zu lösen.

»Ich bin soweit.« Harry saß auf der Bank am Heck und wartete darauf, den Motor anlassen zu können.

Läufer löste das Tau, warf es in das Boot hinein, und das war der Moment, wo Harry den Motor anließ. Er mußte zweimal am Band zerren, dann hörte er das Knattern und sah wie die Schraube das grünbraune Brackwasser aufwühlte.

Rocky bellte leise, weil ihm das Geräusch nicht gefiel. »Tut mir leid, Alter, du wirst dich schon daran gewöhnen müssen.« Harry legte ab, und der Bug schnitt in die fast bewegungslose Fläche des Wassers hinein, auf der nur hin und wieder einige tote Zweige schwammen oder abgebrochene Äste.

Erich Läufer winkte dem Kollegen nach.

Harry grüßte zurück. Das Abschiedslächeln fiel ihm dabei schwer, denn in seinem Magen lag ein verdammt komischer Druck, und dieses Gefühl hatte in noch selten getäuscht…

***

Eine seltsame Stille lag über der Gegend. Die feuchte, leicht dunstige Herbstluft hatte die Natur träge werden lassen. Die wenigen, übriggebliebenen Insekten kämpften verzweifelt ums Überleben. Fliegen schienen einen doppelt so schweren Körper bekommen zu haben, und selbst die Schmetterlinge – sonst grazil und wendig – flatterten müde durch die schwere Luft, als suchten sie nach einem passenden Platz zum Sterben.

Zu dieser Zeit brauchte es keinen Wind mehr, um die Blätter von den Bäumen zu lösen. Sie fielen von allein zu Boden und hatten auf der Erde einen Teppich gebildet, bei dem die düsteren Farben überwogen.

Schwarze Vögel durchzogen die graue Luft. Andere waren längst in den Süden geflogen. Nicht aber die Raben und Saatkrähen. Sie blieben in Mitteleuropa, denn sie fanden auch im Winter genügend Futter.

Die wilden Blumen waren längst verblüht. Die Hecken und Büsche hatten ebenfalls ihr Laub verloren und wirkten kahl und durchsichtig. Der Nebel schwamm über das Land und gab ihm den Anschein, als stünde es dicht davor, im Erdboden zu versinken, um nie mehr aufzuwachen.

Auch die wenigen Dörfer und Ansiedlungen wirkten dabei wie in leichte Watte gepackt. Was im Sommer manchmal wie das Bild einer Postkarte, war um diese Zeit nur grau und hätte eher zu einem Begräbnis gepaßt. Aus dieser Szenerie ragte die alte Kirche mit den verwitterten Steinen wie ein Bau der Hoffnung hervor, obwohl auch sie längst vergessen erschien, denn das Gebäude, das praktisch zwischen mehreren kleinen Ansiedlungen stand, war in den letzten Jahren immer leerer geblieben, weil die Menschen jetzt andere Sorgen

hatten und die Kirche nicht mehr als Ort des Gebets und der Konspiration ansahen, wie es noch zu DDR-Zeiten der Fall gewesen war.

Der Glockenturm wurde von vier Säulen gestützt. Starke Arme aus Stein, die irgendwann einmal so verwittert sein würden, daß sie zusammenbrachen. Der Turm war ein Ziel, für die dunklen Vögel, die ihn immer gern umkreisten, auch an diesem Tag, wo der Dunst der Nacht und des frühen Morgens nicht hatte weichen wollen.

Mir war es nicht so leicht gelungen, die kleine Kirche zu finden.

Ich hatte mich durchfragen müssen und war vom Dunst überrascht worden, der alles irgendwie verfremdete.

Zum Spaß war ich nicht unterwegs. Es hatte schon einen Grund, daß ich mich in Germany herumtrieb, und man konnte diesen Job in etwa als einen kirchlichen Geheimauftrag ansehen, um den mich ein anglikanischer Bischof gebeten hatte.

Wer ich war, hatte sich auch bis in die höheren Kreise der Kirche herumgesprochen, und so war es dann durch die Vermittlung meines Chefs zu dem Treffen mit dem Bischof gekommen, den schwere Sorgen belasteten, denn ihm ging es dabei um einen deutschen Freund und Kollegen, der seiner Meinung nach noch im Alter dem Bösen anheim gefallen war, wie er sich auszudrücken pflegte.

Ich hatte genauer nachgefragt und eine schon sehr ungewöhnliche Antwort aus dem Mund des Bischofs vernommen. »Der deutsche Kollege will sich dem Satan opfern.«

Ich war überrascht gewesen, hatte natürlich nachgefragt, aber nicht viel Neues erfahren, weil der Deutsche darüber nicht hatte sprechen wollen. Er sah sich nur als Verräter an, und über die Motive hatte er sich nicht ausgelassen.

Wenn die Kirche ruft, darf man nicht nein sagen. So war es mir von Sir James erklärt worden, und deshalb hatte er diesem Geheimauftrag zugestimmt. Geheimauftrag deshalb, weil kein deutscher Kollege eingeweiht worden war. Selbst Harry Stahl hatte keine Nachricht bekommen. Ich war mit dem Auftrag losgefahren, mich einmal umzuschauen, um herauszufinden, was an der Sache stimmte und was nicht.

Und so befand ich mich jetzt im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern, eine Gegend, die relativ dünn besiedelt war, sich aber durch eine herrliche Natur auszeichnete. Zahlreiche Seen, Felder und Moore prägten diesen Landstrich, in dem die Orte oft genug verschwanden, als wären sie nur Störenfriede.

Ich jedenfalls war froh gewesen, das Ziel erreicht zu haben, denn in der alten Kirche sollte ich den Bischof treffen und mehr über ihn erfahren.

Der britische Kollege hatte ihm einen Brief geschrieben. Ich war also

avisiert worden, aber eine Antwort hatte mein Landsmann nicht erhalten. Trotzdem war ich losgefahren, in der Hoffnung, etwas erreichen zu können, um auch zu erfahren, ob sich Bischof Schneider tatsächlich mit der anderen Seite zusammengetan hatte.

Es war auch für mich schwer vorstellbar, aber ausschließen konnte man nie etwas.

Ich fuhr mit meinem Leihgolf näher an das dunstumwehte Gebäude heran und stoppte am Rande einer Hecke, die ebenfalls ihre Blätter verloren hatte.

Zunächst einmal blieb ich sitzen, den Körper nach vorn gedrückt, die Arme auf dem oberen Lenkradrand verschränkt. Bis zur Kirche waren es etwa zwanzig Schritte, und das Mauerwerk erschien mir zum Greifen nahe. Wenn ich hochschaute, konnte ich den Turm sehen.

Eine Glocke entdeckte ich. Sie war nicht groß, und ihr Klang würde sicherlich nur sehr dünn rüberkommen.

Sie bewegte sich ebenso wenig wie der Nebel, denn der Wind wehte kaum. Von Bischof Schneider sah ich ebenfalls nichts. Wenn er anwesend wäre, hätte er mich sicherlich hören und sehen müssen, aber die Kirchentür blieb geschlossen.

Ich würde nachschauen. Der Bischof wohnte zwar nicht in der Kirche, aber im Brief des Kollegen hatte gestanden, daß mich der pensionierte Kollege in der Kirche empfangen sollte.

Ich löste den Sicherheitsgurt, öffnete die Tür und stieg aus. Als ich die Tür wieder zugedrückt hatte und auf die Kirche zugehen wollte, da läutete die Glocke!

Damit hatte ich nicht gerechnet. Es geschah auch so plötzlich, daß ich neben dem Fahrzeug stehenblieb und zunächst mal keinen Schritt weiterging.

Da der Glockenturm offen war, sah ich die Bewegungen der Glocke. Sie schwang nur leicht hin und her, und ihr Läuten hörte sich tatsächlich mehr als dünn an.

Ein Bimmeln. Hohl. Auch verloren klingend. Vergleichbar mit dem Läuten einer Totenglocke. Zudem wurden die Anschläge noch durch den dünnen Dunst ein wenig gemildert, so daß mir der Klang eigentlich noch fremder vorkam, als er es ohnehin schon war.

Ein leichter Schauer rieselte schon über meinen Rücken, weil ich den Vergleich mit der Totenglocke nicht aus dem Kopf bekam. War das Läuten so etwas wie eine Vorahnung, ein Omen, das einzig und allein auf mich gemünzt war?

Ich wußte es nicht, und ich wollte mich auch nicht verrückt machen lassen, außerdem setzte sich das Läuten nicht fort. Es wurde leiser, und ein letztes Bimmeln drang noch an meine Ohren, dann war es wieder still.

Der Bischof ließ sich nicht blicken. Ich war davon überzeugt, daß er

die Glocke geläutet hatte und mich sicherlich hinter einem der Fenster stehend beobachtete.

Ich ging langsam auf die Kirchentür zu. Sie war nicht besonders groß und hatte sich den Umrissen angepaßt. Eine Spitzbogentür aus Holz, das zumindest außen ziemlich verwittert war. Grüne Streifen zogen sich von oben nach unten, als wäre jemand mit einem breiten Pinsel darüber hinweggefahren.

Die Tür war nicht verschlossen. Die alte Klinke bog sich, als ich sie drückte.

Dann stieß ich die Tür auf. Die Angeln hätten dringend geölt werden müssen. Sie gaben schauerliche Geräusche ab, als sie sich bewegten und ich die Kirche betrat.

Düster und feucht war sie. Ein winziger Vorraum nahm mich auf.

Vor mir versperrte mir eine Mauer die Sicht auf den Altar und das kleine Kirchenschiff. Wenn ich dorthin wollte, mußte ich rechts an der Mauer vorbeigehen, was ich aber nicht tat, denn von links und schräg hinter mir hatte ich Schritte gehört.

Sie hatten einen bestimmten Klang. Es war heraus zu hören, daß jemand über eine Treppe oder Stiege hinweg auf mich zukam. Als ich mich drehte, sah ich die schmale Treppe, die wahrscheinlich hoch zum Glockenturm führte, und von dort klangen mir die Geräusche entgegen.

Neben einem schrägen Wandregal blieb ich stehen. Das Regal war mit Zeitungen und Prospekten bestückt.

In meiner Umgebung war es nicht eben hell. Vom Glockenturm her mochte zwar Licht auf die Stufen fallen, das aber reichte nicht bis zum Ende der Treppe, wo ich mich aufhielt und ebenfalls im Düstern stand. So leicht konnte ich nicht gesehen werden.

Es war ein Mann, der die letzten Stufen nahm. Er ging sie vorsichtig, eine Hand schleifte dabei über das Geländer. Der Mann trug dunkle Kleidung. Sein Gesicht war wegen der Schatten noch nicht zu sehen, und ich wußte auch nicht, ob er mich schon entdeckt hatte, da ich ebenfalls im Dunkeln auf ihn wartete.

Vor der Treppe blieb er stehen. Er hatte mich wohl gesehen, denn er drehte sein Gesicht in meine Richtung und sagte: »Ich habe Sie durch das Läuten der Glocke begrüßt.«

Erschreckt hatte ich mich nicht, zumindest nicht sehr, aber die Stimme des längst pensionierten oder ausgeschiedenen Bischofs hatte sehr brüchig geklungen, und mir war der Vergleich mit der eines sehr kranken Menschen in den Sinn gekommen. Ich gab zunächst keine Antwort und lauschte dem Atem des Mannes, der immer schwer über seine Lippen floß, nachdem er tief Luft geholt hatte.

»Sie sind doch John Sinclair, der mir von meinem Freund angekündigt worden ist?«

»Ja, Herr Bischof, das bin ich.«

Ich hörte ihn mehr krächzen als lachen. »Tun Sie mir einen Gefallen, Herr Sinclair. Lassen Sie meinen Titel weg. Ich bin nicht würdig, ihn noch zu tragen. Selbst an diesem Ort dürfte ich mich eigentlich nicht aufhalten, wenn man es streng nimmt.«

»Deshalb bin ich ja zu Ihnen geschickt worden, um mit Ihnen dar über zu reden, Herr Schneider.«

»Ja, der alte Freund hat es gut gemeint. Ich hätte ihm doch nichts sagen sollen.«

»Jetzt ist es zu spät oder zum Glück noch früh genug. Wie man's nimmt.«

Der Mann stieß die Luft schnaufend durch die Nase aus. »Ich kann Ihnen jetzt schon sagen, Herr Sinclair, daß Sie die weite Reise umsonst gemacht haben. Wer immer Sie auch sein mögen, Sie werden nicht dagegen ankommen.«

»Gegen was?«

»Nein, fahren Sie wieder. Ich bitte Sie. Machen Sie sich nicht unglücklich.«

»Das hatte ich nicht vor. Ich habe nur von gewissen Problemen erfahren, mit denen Sie nicht zurechtkommen.«

»Das meint mein Freund.«

»Stimmt es nicht?«

»Ich komme schon damit zurecht. Besonders jetzt, wo ich am Ende meines Lebens angekommen bin. Wissen Sie, ich bin über siebzig Jahre alt und habe viel erlebt. Es wird allmählich Zeit, daß ich mich von dieser Welt verabschiede.«

»Sie gestatten, daß ich das nicht so sehe, Herr Schneider, denn ich kenne Menschen, die wesentlich älter sind als Sie und nicht so abwertend über die Zukunft sprechen oder auch über das Leben, das hinter ihnen liegt. Sie scheinen sich in einer schlechten Phase zu befinden, wenn Sie verzeihen.«

»Ich verzeihe Ihnen alles. Aber es ist wirklich besser, wenn Sie wieder gehen. Sie sind noch jung, Sie sollten Ihr Leben nicht so leicht wegwerfen.«

»Das hatte ich auch nicht vor. Ich möchte nur, da ich schon einmal da bin, mehr über ihre Probleme erfahren. Möglicherweise können wir sie gemeinsam lösen.«

Ich sah, wie er im Dunkeln den Kopf schüttelte. »Nein, das werden wir nicht schaffen.«

»Sollten wir nicht trotzdem einen Versuch starten?«

»Ich möchte nicht mehr.«

»Was stört Sie daran?«

»Die andere Seite.«

»Welche?«

Er wandte sich ab, wollte einfach nichts wissen. Er wollte auch nicht reden, und so hatte ich das Nachsehen. Allerdings war ich nicht gekommen, um aufzugeben. Meine Neugierde war in den letzten Minuten noch stärker geworden, und deshalb blieb ich am Ball.

»Wissen Sie, Herr Schneider, ich weiß nicht, wie Sie dazu stehen. Zwar befinden wir uns in einer Kirche, aber in dieser Umgebung ist es mir doch etwas zu ungemütlich. Wie wäre es denn, wenn wir nach draußen gingen.«

»Und dann?«

»Könnten wir uns unterhalten.«

Er senkte seine Stimme. Sie klang so, als hätte er alle Hoffnung verloren »Worüber sollten wir beide schon sprechen, Herr Sinclair? Da gibt es nichts.«

»Erlauben Sie denn, daß ich anderer Meinung bin?«

»Natürlich, die kann ich Ihnen nicht verbieten.«

»Das ist immerhin etwas.« Himmel, war dieser Mann störrisch.

Aber ich war es nicht minder, denn ich hatte wirklich nicht den weiten Weg zurückgelegt, um aufzugeben. Ich wollte ihn aus der Reserve locken, denn mir war im Laufe des Gesprächs immer klarer geworden, daß er sich mit einem schwerwiegenden Problem herumschlug.

»Ich weiß, daß Sie eine andere Meinung haben. Das müssen Sie einfach, Herr Sinclair, aber lassen sie mir die meinige. Und lassen Sie mich auch bitte in Ruhe. Wenn morgen die Sonne aufgeht, wird es mich nicht mehr geben.«

Natürlich wußte ich, was er damit gemeint hatte, aber ich fragte trotzdem nach. »Wie soll ich das verstehen?«

»Das wissen Sie genau.«

»Rechnen Sie etwa damit, dann tot zu sein?«

»Wenn Sie schon so fragen«, sagte er leise und stockend, als hätte er Mühe, jedes Wort zu finden, »haben sie recht, Herr Sinclair. Es wird mich morgen nicht mehr geben, nicht mehr als lebendigen Menschen. Vielleicht anders, aber nicht mehr so.«

»Gratuliere, Herr Schneider.«

Diese Bemerkung hatte ihn aus dem Konzept gebracht. »Wieso gratulieren Sie mir?«

»Das ist ganz einfach. Weil Sie der erste Mensch sind, den ich kennengelernt habe, und mir…«

»Nein, nein, nein.« Er unterbrach mich. »Es ist nicht so, wie Sie denken?«

»Wie dann?«

»Vergessen Sie es einfach. Vergessen Sie unser Gespräch vergessen Sie mich.«

Seine Sturheit ärgerte mich nicht, sie sorgte nur dafür, daß ich

ebenfalls stur blieb und nicht nachgab. Obwohl ich ihm gegenüber so tat, denn ich hob die Schultern wie jemand, der aufgegeben hatte, drehte mich dann zur Tür hin und öffnete sie.

Das graue Licht sickerte in diesen kleinen Vorraum hinein. Aus dem Augenwinkel bekam ich mit, daß sich auch der ehemalige Bischof umdrehte, als hätte er Angst davor, von mir gesehen zu werden.

Hier konnte ich das Rätsel nicht lösen. Ich ging deshalb nach draußen und wartete dort ab, was geschehen würde. Ich war mir beinahe sicher, daß er mir folgen würde. Ich konnte ihn durchaus neugierig gemacht haben.

Verändert hatte sich draußen nichts. Noch immer war die Stille beinahe fühlbar. Es lag auch an den Dunstschleiern, die keine Lücke aufwiesen. Sie sahen so aus, als wären sie zu einem unendlichen und wallenden Teppich verknüpft.

Ich war über einen mit Laub bedeckten Feldweg gefahren und schaute wieder dorthin. Weit sah ich nicht, denn auch der Weg lief irgendwann in den Dunst hinein, als wäre er von ihm verschluckt worden. Ich wußte auch, daß der Sumpf nicht weit entfernt lag. Ein tückisches Moor, mit allen Fallen, die man sich vorstellen konnte.

Manchmal so harmlos aussehend, im Prinzip aber tödlich.

Zwei Raben, die auf dem Turm über mir gesessen hatten, waren von ihren Plätzen gestartet, flogen träge durch die Luft und nahmen Kurs auf die Bäume eines nahen Waldes, wo sie dann zwischen dem Geäst verschwanden.

Beim Eintreten in die Kirche hatte ich das Quietschen der Angeln nicht sehr geschätzt. Jetzt dachte ich anders darüber, denn hinter mir öffnete der ehemalige Bischof die Tür, um ebenfalls ins Freie zu treten. Obwohl es mich danach drängte, drehte ich mich nicht um, sondern wartete in aller Ruhe ab.

Das Geräusch verstummte für einen Moment, dann trat es wieder auf. Wahrscheinlich fiel die Tür zu, und wenig später hörte ich die Stimme des Mannes. »Sie sind ja noch immer hier.«

»Klar. Was hatten sie denn gedacht? Ich bin kein Mensch, der so leicht aufgibt.«

»Das scheint mir auch so zu sein.« Er legte eine kurze Pause ein.

Ich wollte ihm eine Frage stellen, als ich seine Schritte hörte. Unter den Schuhen knisterte das Laub, als er auf mich zukam und dann neben mir stehenblieb.

Ich blickte nach rechts.

Herr Schneider stand dort, hielt den Kopf gesenkt und hatte eine Hand gegen die linke Wange gelegt, wie jemand, der unter Zahnschmerzen leidet.

Das war bei ihm bestimmt nicht der Fall. Diese ungewöhnliche Haltung mußte einen anderen Grund haben.

»Ist Ihnen nicht gut?« fragte ich.
»Warum?«
»Ganz einfach. Weil Sie sich so verhalten und ihre Hand gegen die Wange pressen.«
»Das stimmt.«
Ich hatte mich anders hingestellt und fragte weiter. »Gibt es dafür auch einen Grund?«
»Bestimmt.«
»Welchen?«
Er antwortete auf seine Weise. Für einen Augenblick schaute er mich noch an, und ich stellte fest, daß er sehr helle Augen hatte, wie blaugraues Glas.
Dann ließ er die Hand langsam nach unten sinken.
Ich schaute hin – und wurde blaß!

***

Wir sagten beide nichts, und das war in diesen langen Momenten auch gut so. Jeder konnte sich seine Gedanken machen, und ich hatte Mühe, nicht mit einer schnellen Frage vorzupreschen, denn die Wange des ehemaligen Bischofs sah nicht so aus, wie sie eigentlich hätte aussehen müssen. Ich konnte auch verstehen, weshalb er sich mir nicht so genau gezeigt hatte.
Sein Gesicht war auf der linken Seite regelrecht zerfressen!
Ja, zerfressen, als wäre es mit einer bestimmten Säure in Verbindung gekommen, die jemand über die Haut gekippt und die sich dann tief eingeätzt hatte.
Das Fleisch war noch vorhanden. Ich sah kein Blut, aber die linke Seite hatte sich trotzdem verändert. Die Haut sah aus wie aufgeribbelt. Sie hatte Falten geworfen, auf dem Grund der Falten schimmerte eine dicke, weißliche Flüssigkeit. Loch lag neben Loch. Es hätte mich nicht gewundert, die Knochen zu sehen, aber so tief war die Verätzung wohl nicht fortgeschritten.
Schneider sagte nichts. Er schaute nur. Seine Augen hatten einen wissenden und zugleich traurigen Ausdruck angenommen, als er mir zunickte, dann wieder die linke Hand anhob und die Finger dabei sehr nahe an seine veränderte Wange heranbrachte. Ein Stück Haut klemmte er zwischen Daumen und Zeigefinger, bevor er es abzog wie ein Stück Papier, es noch zwischen den Kuppen zusammenrollte und dann zu Boden fallen ließ.
»Beeindruckend«, sagte ich leise.
»Stimmt, Herr Sinclair. Wissen Sie nun Bescheid?«
»Nein.«
»Wollen sie nicht gehen? Reicht Ihnen dieser Anblick nicht? Oder wollen Sie ebenfalls so aussehen wie ich? Das kann Ihnen nämlich

passieren, wenn Sie nicht von hier verschwinden.«

»Wenn ich sagen würde, daß es mir nichts ausmacht, würde ich lügen, aber ich möchte wirklich nicht gehen, denn für mich ist es erst interessant geworden.«

Das verstand der ehemalige Bischof nicht. »Interessant«, wiederholte er. »Das kann nicht stimmen. Das kann ich einfach nicht glauben. Sie machen sich etwas vor, denn Sie spielen bereits jetzt mit ihrer Existenz.«

»Sie nicht?«

»Ja, ich spiele damit. Aber ich kann nicht anders. Für mich gibt es kein Zurück, für Sie schon.«

»Steckt der Satan dahinter?«

Der Mann bewies mir, daß er auch lachen konnte. »Sie zitieren da aus meinem Brief an den Kollegen, wie?«

»So ist es.«

»Ich weiß nicht, ob der Satan dahintersteckt, Herr Sinclair, denn man kann ihn nicht beschreiben. Der Satan ist vielfältig. Er bringt die Hölle überall hin. Es gibt keinen Ort auf der Welt, an dem man sich vor ihm verstecken kann.« Er deutete über die Schulter hinweg auf die Kirche. »Selbst dort nicht.«

»Das sehe ich zwar anders, Herr Schneider, aber Sie werden schon Ihre Gründe haben, so zu reden.«

»Habe ich bestimmt.«

»Und sie haben auch etwas mit der Veränderung in Ihrem Gesicht zu tun, denke ich.«

»Es muß wohl so sein.«

»Und ich hätte sie gern erfahren, Herr Schneider. Nur wenn man die Ursache kennt, kann man sie bekämpfen.«

»Das stimmt«, gab er flüsternd zu. »Aber in diesem Fall ist es einfach anders.«

Ich nickte ihm zu. »Wenn ich Sie so anschaue, muß ich Ihnen recht geben, Herr Schneider, aber Sie werden auch verstehen, daß ich persönlich darüber anders denke.«

»Dann wollen Sie sich in Gefahr begeben? In eine tödliche Gefahr?«

»Nein, Sie verstehen mich nicht. Das habe ich beim besten Willen nicht vor. So dumm kann kein Mensch sein. Eine Erforschung der Ursachen heißt für mich nicht, daß ich mich in Gefahr begebe. So dürfen wir beide das nicht sehen.«

»Aber es ist so«, sagte er. »Wer versucht, gewisse Dinge aufzuklären, der muß auch damit rechnen, sein Leben zu verlieren. Ich befinde mich auf dem Weg dorthin.«

»Durch den Satan?« fragte ich.

Der Mann war für einen Moment aus dem Konzept gekommen. Er zwinkerte mit den Augen, als er nach der passenden Antwort suchte.

»Ja, durch den Satan, wenn Sie so wollen. Aber der Satan ist auch für jeden Menschen anders.«

»Richtig, Herr Schneider. Ich freue mich, daß wir eine Gemeinsamkeit haben. Darf ich Sie noch fragen, wie er für Sie ist?«

»Sie dürfen«, flüsterte, er. »Aber ich werde Ihnen keine Antwort geben.«

Ich nahm den nächsten Anlauf und versuchte es auf die etwas ironische Tour. »Hat er Sie denn gestreichelt? Hat er mit seiner Hand ihre Wange berührt und dieses Feuermal hinterlassen?«

»Lassen Sie Ihren Spott! Es ist mir verdammt ernst damit. Nein, das hat er nicht.«

»Aber Sie haben ihn trotzdem gesehen?«

»Auf meine Art.«

»Gut, das habe ich nur wissen wollen. Wenn der Satan Sie nicht besucht hat und sie sich selbst in diesem Schreiben an Ihren Kollegen als Judas und Verräter bezeichnet haben, dann müssen Sie ja wohl den Kontakt mit ihm gesucht haben.«

Das Gesicht vor mir zuckte. Dann hörte ich ein Räuspern und schließlich die Antwort. »Sie kommen der Wahrheit damit ein Stück näher, Herr Sinclair.«

»Das ist doch gut. Ich gehe sogar noch weiter. Sie wissen oder kennen den Ort, wo sich der Satan Ihrer Ansicht nach aufhält. Oder liege ich da falsch?«

Er drehte den Kopf, schaute an mir vorbei und beobachtete die Blätter, die sich trudelnd dem Boden entgegensenkten. Er wollte dazu nichts sagen und preßte die Lippen zusammen, die von der ungewöhnlichen Veränderung nichts mitbekommen hatten. Sie hatte sich einzig und allein auf die linke Wange konzentriert.

»Sie werden sich wohl damit abfinden müssen, daß Sie mich so schnell nicht loswerden. Ich bleibe, und ich bleibe bei Ihnen, denn der Satan interessiert mich ebenfalls. Warum hätte mich sonst Ihr Kollege von England hierhergeschickt?«

»Es war ein Fehler, ihm zu schreiben.«

»Oder die Rettung!«

Er konnte auch lachen, aber es klang rauh und bitter. »Nein, keine Rettung, denn ich bin nicht mehr zu retten. Ich bin verloren, ich stecke in seinen Klauen fest, und ich werde dorthin gehen, wohin ich einfach gehen muß.«

»Aber nicht allein«, erklärte ich ihm.

»Sie können mich nicht zwingen, Sie mitzunehmen.«

»Das nicht«, erwiderte ich lächelnd. »Ich werde einfach an Ihrer Seite bleiben. Mich haben schon immer Orte und Stellen interessiert, an denen der Satan ein Zuhause hat. Ihnen brauche ich wohl nicht zu sagen, daß die Hölle zahlreiche Gesichter hat.«

»Nein, das brauchen Sie nicht.«

»Also werden wir diesem Ort einen gemeinsamen Besuch abstatten. Und gleich, da ich ihn mir bei Tageslicht anschauen will. Oder sind wir schon da?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Hat er eventuell von der Kirche Besitz ergriffen? Ausgeschlossen wäre es nicht, denn ich habe ähnliche Erfahrungen machen können, so schlimm das auch ist.«

Der ehemalige Bischof starrte mich an. »Nein, das hat er nicht. Zumindest nicht direkt. Aber indirekt schon, denn ich spüre ihn in mir. Ich bin der Verräter, der Judas, der nun dafür zahlen muß. Ich habe mich falsch verhalten.«

»Es gibt nichts, was man nicht ändern könnte, Herr Schneider. So ist das nun mal im Leben.«

»Aber nicht bei mir.«

»Wir sollten es trotzdem versuchen.«

Er schaute zu Boden. Die linke Gesichtshälfte hatte sich zwar nicht verändert, aber sie war trotzdem irgendwie anders geworden. Auf mich machte sie einen intensiveren Eindruck, als hätte sich die Farbe dort noch mehr vermengt. Dazwischen schimmerte die weißliche und wäßrige Flüssigkeit wie dünner Eiter. Aber die roten Stellen hatten schon zugenommen, und wenn mich nicht alles täuschte, hatten sich auf der malträtierten Gesichtshälfte sogar Blasen gebildet.

Sie sahen aus wie kleine Perlen, die zuviel Druck bekommen hatten und dicht vor dem Platzen standen. Etwas ging mit diesem Mann vor, er spürte es auch, aber er war nicht bereit, darüber mit mir zu sprechen.

Schneider atmete schneller. Er litt. Er bewegte sich unruhig. In seinen Augen lag die kalte Angst. Ich überlegte, ob ich mein Kreuz einsetzen sollte, nahm aber zunächst Abstand und beobachtete den Mann weiter.

Er hatte mir von seinem Ende berichtet, und ich fragte mich, ob dieses ihm aufgezwungene Verhalten bereits der Anfang vom Ende war, und was ich dagegen tun konnte.

Der ehemalige Bischof ging zurück und entfernte sich von mir.

Weit konnte er nicht kommen, weil die Kirchenmauer eine Grenze, ein Hindernis, darstellte.

Rechts neben der Tür wurde er von der Mauer gestoppt. Er ging leicht in die Knie wie jemand, der eine schwere Last zu tragen hatte und sie nicht mehr still erdulden konnte, denn über seine Lippen drang ein tiefes und schreckliches Stöhnen.

Und dann passierte das, womit ich schon früher gerechnet hatte.

Die Blasen an seiner linken Gesichtshälfte platzten plötzlich auf, als hätte jemand in sie hineingepustet. Sie waren mit einer Flüssigkeit

gefüllt gewesen. Die verteilte sich nun, als wäre sie aus einem Zerstäuber entwichen, und ich sah die dunklen, fast pechschwarzen und öligen Perlen, die sich in das Fleisch hineinfraßen oder sich dort festsetzten. So genau bekam ich es nicht mit.

Der Mann wimmerte. Seine linke Hand zuckte, doch er traute sich nicht, mit der Fläche über die malträtierte Wange zu reiben. Die Schmerzen mußten einfach zu groß sein.

Ich hätte ihm gern geholfen, was ich kaum schaffte. So mußte ich zusehen, wie immer mehr dieser kleinen Bläschen erschienen, aufplatzten und ihre ölige Flüssigkeit verteilten.

Sie folterte ihn. Er mußte sie spüren wie eine scharfe Säure, die ihm die Tränen in die Augen getrieben hatte.

Ich konnte nicht länger zuschauen. Er hatte vom Satan gesprochen. Der dokumentierte das Böse, und dagegen wollte ich mit meinem Kreuz angehen.

Diesmal holte ich es sehr schnell hervor. Es war nicht zu erkennen, ob der ehemalige Bischof dies mitbekam, da er seinen Kopf zu heftig bewegte.

Die Distanz zu ihm hatte ich sehr schnell überwunden. Ich drückte meine Hand gegen seine rechte Schulter, damit er im Kontakt mit der Kirchenmauer blieb.

Dann sah er mein Kreuz.

Für einem Moment verzerrte sich sein Gesicht. Ob aus Angst oder Überraschung war nicht feststellbar, aber es berührte einen Moment später seine Haut, wobei ich hoffte, daß ich ihn nicht tötete, und sein Gesicht dabei vollends zerstörte.

Das trat nicht ein.

Es blieb normal.

Es passierte überhaupt nichts, was mich tief enttäuschte und mich zugleich erkennen ließ, daß dieser Fall doch komplizierter war, als ich es mir vorgestellt hatte…

***

Ich mußte den ehemaligen Bischof festhalten, denn von allein hätte er nicht auf den Füßen bleiben können. Er zitterte und hatte mir dabei unfreiwillig seine linke Seite zugewandt, aus der noch immer die teerartige Brühe hinabrann.

Das Kreuz hatte ich wieder verschwinden lassen. Hier brachte es mir nichts, und ich war davon nicht begeistert. Herr Schneider hatte vom Satan gesprochen. Das konnte ich nicht unterstützen, es war mehr seine Version des Bösen oder des Satans gewesen, nichts anderes.

Auch ich hatte weiche Knie bekommen, aber ich riß mich zusammen, fing den wimmernden Mann ab und brachte ihn zu meinem Wagen. Dort schaffte, ich es, ihn auf den Beifahrersitz zu plazieren.

Papiertaschentücher lagen im Handschuhfach. Ich nutzte den Service aus und tupfte mit einem Taschentuch über die veränderte Wange hinweg, schaute mir das Tuch dann näher an und starrte gegen die dunkle und wirklich ölige Flüssigkeit, die von den Fasern aufgesaugt wurde.

Ich kam damit nicht zurecht. Ich roch an der Flüssigkeit. Zuerst nahm ich nichts wahr, dann aber kam mir der Geruch wirklich vor, als bestünde er aus verschiedenen Mischungen.

Zum einen erinnerte er mich an den Gestank verfaulender Pflanzen, zum anderen an den eines Öls oder Erdöls. Ich hatte ihn vor Jahren einmal wahrgenommen, als ich gegen ein Ölmonster kämpfte.

Öl…

Darüber mußte ich einfach nachdenken, und meine Gedanken bewegten sich automatisch in eine bestimmte Richtung. War es möglich, daß es hier so etwas wie ein satanisches Ölmonster gab und der Bischof es kontaktiert hatte?

Es waren wilde Gedanken und Vermutungen. Durch nichts bewiesen, aber aus meinem Kopf wollten sie einfach nicht verschwinden.

Hier war etwas präsent, das mit Öl oder einem dämonischen Umfeld durchaus etwas zu tun haben konnte.

Erdöl hatte sich in all den Millionen von Jahren ebenso aus Pflanzen gebildet, wie Kohle. Es war ein Produkt der Umwelt, und die Menschen waren dabei, diese Umwelt zu zerstören.

Auf der anderen Seite allerdings gab es noch einen Gegenpol.

Einen Dämon, der Mandragoro hieß, den ich als einen Umwelt-Dämon ansah. Oft genug hatte ich ihm gegenübergestanden, und wir waren nicht immer Freunde gewesen, aber wir hatten gelernt, uns zu akzeptieren, obwohl Mandragoro sich nichts sagen oder sich in die Karten schauen ließ.

Herr Schneider hatte sich wieder etwas fangen können. Sein Wimmern war verstummt. Er atmete jetzt nur noch laut. Seine Augen waren offen und verdreht. Die Hände bewegten sich hektisch hin und her, als wollte er den klebrigen Schweiß an den Hosenbeinen abputzen.

»Herr Schneider…« Ich hatte ihn zwar leise, aber durchaus hörbar angesprochen und wartete auf seine Reaktion.

Zuerst tat sich nichts. Sein Blick war ins Leere gerichtet. Ich sah in seinem Gesicht nur die starren Augen, darunter die leicht gebogene Nase, den Schweiß auf der breiten Oberlippe und die dünnen, aufeinander liegenden Lippen.

»Was wollen Sie denn noch?« fragte er flüsternd zurück. »Sie haben schon so viel Schaden angerichtet.«

»Das glaube ich nicht.« Ich reichte ihm zwei weitere Tücher. Er nahm sie auch und tupfte damit über seine linke Wange. Als er sie

zurückzog, klebte auf dem Material die grauschwarze Flüssigkeit.

»Was ist das?« fragte ich ihn. »Was hat sich da aus Ihrer Haut gelöst, Herr Schneider?«

»Satan – der Satan…«

»Nein, das glaube ich Ihnen nicht. So sieht der Satan nicht aus, wenn man überhaupt von einem Aussehen sprechen kann. Das ist etwas anderes, ich weiß es.«

»Die Strafe für den Verräter.«

»Was haben Sie verraten?«

»Alles.«

Das war natürlich keine Antwort, die ich akzeptieren konnte. »Haben Sie einen Menschen verraten?«

»Ich werde jetzt gehen, um zu sterben. Ich werde mich in seine Arme begeben.«

»Und wo wartet er?«

Roland Schneider, der ehemalige Bischof, setzte sich aufrecht hin und dabei half ich ihm noch. »Er wartet auf uns. Wir müssen zu ihm gehen.«

»Einverstanden. Aber wer ist er? Und wohin müssen wir denn gehen, verdammt!«

»Zum Baum…«

»Ach?«

»Ja«, sagte er leise. »Wir müssen zum Baum gehen, und zwar zum Judasbaum…«

***

Manchmal war sich Harry Stahl vorgekommen wie auf einem Schiff, das mit geblähten Segeln durch die Wolken fährt und von keinem Hindernis gestoppt werden konnte.

Als Wolken konnte man den Nebel auch bezeichnen, aber Harry segelte nicht durch die Luft, sondern fuhr nach wie vor über das Wasser hinweg und hörte auch nicht das Rauschen des Windes in den Segeln, sondern das leise Tuckern des Außenborders.

Es war ein guter und vor allen Dingen leiser Motor. So leicht würde er nicht zu hören sein, denn die Geräusche verliefen sich über dem Sumpf oder wurden vom Dunst geschluckt.

Rocky, Harrys neuer Begleiter, verhielt sich jetzt anders als kurz nach dem Start. Da waren ihm die schwankenden Planken doch etwas suspekt gewesen, und er hatte sich ziemlich unruhig gezeigt.

Mittlerweile aber hatte er sich daran gewöhnt, hockte neben Harry im Heck und schaute starr nach vorn, als gäbe es im Dunst irgend etwas Besonderes zu entdecken.

Der Nebel blieb nie gleich. Mal dünnte er aus, dann wieder ballte er sich zusammen und sorgte beinahe für eine Blindfahrt. Zum Glück war

diese Insel nicht sehr lang. Harry hatte sie immer schnell durchfahren.

Er wußte, welche Aufgabe ihm bevorstand, und er war dementsprechend auf der Hut. Dieser Bruno Zacharias gehörte nicht zu den Menschen, die schliefen. Er war ein Killer, einer, dem es nichts ausgemacht hatte, zahlreiche Menschen zu töten. Bei einem Anschlag, ausgeführt durch eine Bombe, hatte er sogar eine Familie ausgelöscht und war dann wieder entkommen. Ein Schatten, ein Phantom, das zudem durch die Geheimdienste der ehemaligen Warschauer-Pakt-Staaten genügend Rückendeckung erhalten hatte. Da hatten die Gegendienste der NATO immer nur dumm aus der Wäsche geschaut.

Aber jetzt wußte man, wo er sich befand. Die Fahndung nach ihm war nie unterbrochen worden. Sein Bild – es gab nur wenige Aufnahmen – hing in jeder größeren Dienststelle der Polizei, und Harry hoffte, daß es bald abgehängt werden konnte, wenn er sich den Burschen geschnappt hatte.

Daß es ein Himmelfahrtskommando war, stand für ihn fest. Das hatte man ihm auch gesagt, aber er befand sich in einer Lage, in der er keinen Auftrag ablehnen konnte. Seine schlechte Zeit lag noch nicht lange zurück, und er erinnerte sich noch sehr gut daran, da war ihm der neue Job wie ein Auffangbecken vorgekommen. Allerdings ein mit Wasser gefülltes, in dem er nun herumschwimmen mußte.

Zum Glück saß Rocky neben ihm. Der Hund war äußerst wachsam. Er würde ihm aufs Wort gehorchen und war hoffentlich eine große Hilfe, wenn es gegen den Killer ging.

Ab und zu fuhr Harry mit der Hand durch das Fell. Er wollte den Hund noch mehr an sich gewöhnen, und Rocky ließ es gern mit sich geschehen, denn er knurrte vor Behagen, wenn er die Berührung der menschlichen Hand spürte.

Sie fuhren noch immer. Der dünne Nebel ließ manche Bäume oder aus dem Wasser ragendes Gestrüpp anders und unheimlich erscheinen. Wie die dünnen Arme ertrinkender Lebewesen ragten die Zweige und Äste oft genug aus der schlammigen Brühe hervor, als wollten sie darum bitten, wieder an die Oberfläche gezogen zu werden.

Harry fuhr an ihnen vorbei. Ab und zu streiften sie auch das Boot.

Dann hörte es sich an, als wären Fingernägel dabei, die Außenwand aufzureißen.

Wie aufgeblähte Pfannkuchen stachen hin und wieder Inseln aus der grünbraunen Sumpfbrühe hervor. Sie waren mit hohen Gräsern bewachsen, im Sommer möglicherweise auch mit wilden Blumen, zu dieser Jahreszeit aber war alles Blühende gestorben. Die Natur versank in einem tiefen Schlaf, und auch der Sumpf bildete da keine Ausnahme.

Tiere lebten hier nur im Wasser, nicht auf den Inseln. Der Wind strich über sie hinweg, er kämmte die Gräser, er trieb auch Blätter

heran und legte sie ebenfalls auf das Wasser, wo sie wie dünne Boote schaukelten.

Harry Stahl hatte sich längst an die Luft gewöhnt. Sie war nicht nur feucht, sie roch auch alt, nach Vergänglichkeit und nach Sterben, aber nicht nach Moder.

Hin und wieder schaute er auf seine Karte oder Wegbeschreibung, die ihm ein Experte angefertigt hatte. Dort waren bestimmte Merkmale eingezeichnet. So auch die Inseln, und der Kenner hatte seine Sache wirklich gut gemacht, denn trotz der manchmal schlechten Sicht gelang es Harry, die Eilande zu identifizieren.

»Das packen wir schon, Rocky«, sagte er und streichelte den Hund wieder. »Wir beide sind ein gutes Team, verlaß dich drauf.«

Der Hund bewegte den Kopf, als wollte er nicken wie ein Mensch.

Dann rieb er seine Schnauze an Harrys Knie.

Stahl schaute auf die Karte. An der linken Seite erschien wieder eine Insel, Sie war flacher als die anderen und auch langgestreckt.

Eine wie sie würde leicht überschwemmt sein, wenn es stark genug regnete. Noch schaute sie aus dem Wasser. Umgeben war sie von einem Gürtel aus Schilf, den die leichten Wellen bewegten. So sah es für Harry aus, als wäre die Insel dabei, durch den Sumpf zu treiben.

Wie tief das Wasser unter dem Kiel des Bootes war, wußte er nicht. Er wollte es auch nicht nachmessen. Man hatte ihm nur gesagt, daß man an bestimmten Stellen stehen konnte und an anderen wiederum nicht. Wo das der Fall war, wußten selbst die Experten nicht genau, weil sich einfach zu viel änderte.

Das Boot glitt an der Insel vorbei. Harry hatte auf seiner Karte genau an dieser Stelle einen roten Punkt gemalt. Von hier ab wollte er rudern. Da mußte er den Außenborder ausstellen, was er auch tat.

Rocky schaute zu, wie er ihn anhievte, und er spitzte die Ohren, als Harry mit ihm sprach. »So, jetzt wird es bald zur Sache gehen, mein Freund.« Das Boot hatte noch genügend Schwung, um auch ohne Hilfe zunächst weiterfahren zu können. Harry überprüfte seine Waffen.

Eine Pistole war mit normalen Kugeln geladen, die andere mit geweihten Silbergeschossen. Die konnte Harry steckenlassen; er würde sich auf die erste Walther verlassen.

Er steckte sie nach dem kurzen Check wieder weg und griff nach den Rudern. Das Boot war inzwischen ausgefahren.

Rocky mußte alles mitbekommen. Er hatte sich vor seinen neuen Herrn gesetzt und schien sich darüber zu wundern, wie Harry die Ruderblätter eintauchte und damit arbeitete. Des öfteren schaute sich das Tier um, als wollte es sich genau darüber informieren, wie sie weiterkamen.

Da kein Motor mehr tuckerte, fiel Harry die Stille auf. Sie war anders als in der Stadt, wenn es dort mal ruhig geworden war. Sie kam ihm

vor wie eine Belastung, und sie drückte auch, was durchaus am Dunst liegen konnte, der die meisten Geräusche verschluckte. Er hörte das Plätschern des Wassers, wenn er die flachen Hölzer eintauchte. Er sah Vögel wie dunkle Schatten durch die Luft huschen und nahm nicht einmal das Schlagen der Flügel wahr.

Es war doch nicht so still. Irgendwo quakten Frösche. Andere gaben Antwort, als wollten sie sich gegenseitig vor dem dunklen Ungeheuer warnen, das durch das Wasser glitt.

Harry hatte sich nicht ausgerechnet, wie lange er pullen mußte, um das Ziel zu erreichen. Er wollte nur nicht zuviel an Kraft verlieren, denn die brauchte er, um den Killer zu fangen.

Dabei kam ihm wieder zu Bewußtsein, wie allein er war, als hätte man ihn bewußt in den Tod geschickt, um ihn loszuwerden. Wut und Groll auf die »Firma« überfielen ihn. Er nahm sich vor, sollte er den Einsatz lebend überstehen, einigen Typen sehr deutlich die Meinung zu geigen.

Auch Dagmar Hansen kam ihm in den Sinn. Die rothaarige Psychonautin, die für ihn mehr war als nur eine Kollegin. Sie hatten nie von Heirat gesprochen und nicht von einem Zusammenziehen, trotzdem gab es zwischen ihnen ein unsichtbares Band, das immer stärker wurde und auch die Sehnsucht in Harry aufsteigen ließ.

Da er schon einmal verheiratet gewesen war, bezeichnete er sich manchmal als einen alten Ehekrüppel. Mußte allerdings auch zugeben, daß der Mensch nicht dazu geschaffen war, allein zu bleiben.

Rocky schnaubte.

Das Geräusch riß Harry aus seinen angenehmen Gedanken. Jetzt hatte ihn die Realität wieder, und er wußte nun auch, weshalb sich Rocky so verhalten hatte.

Die auftauchende Nebelbank war wohl zu groß, um umfahren werden zu können. Harry stach mit seinem Boot hinein und war im Nu von der grauen Suppe umgeben, die selbst Rocky mit seinen Blicken nicht durchdringen konnte, was ihn ziemlich unruhig machte.

Er lief auf dem Boot aufgeregt hin und her. Blieb mal an der einen Seite stehen, schaute über Bord, sah nichts, ging zur anderen hinüber und mußte feststellen, daß der Nebel dort ebenso dicht war.

Harry bewegte sich ökonomisch. Er tauchte die Blätter nicht zu oft ein, nutzte stets den ganzen Schwung des Bootes aus. Erst als das Boot fast stand, legte er sich wieder in die Riemen.

Jetzt fehlten ihm sogar die Rufe der Frösche. Der Nebel hatte alle fremden Geräusche aufgesaugt. Einmal zuckte Harry zusammen, als etwas über seinen Kopf hinwegstreifte wie eine feuchte Totenhand.

Es waren die verfaulten Blätter eines aus dem Wasser ragenden krummen Astes, der sich nach unten gebeugt hatte.

Als Musik begleitete ihn das Klatschen der Wellen. Zweimal prallten

im Wasser schwimmende Gegenstände vor das Boot, und jedesmal fing Rocky an zu knurren.

»Sei ruhig!« sagte Harry. »Wir wollen uns schließlich nicht bei unserem Freund anmelden.«

Rocky verhielt sich still. Er schaute sogar zur Seite, wie jemand, der seinen Fehler bereut.

Allmählich lichtete sich das dichte Grau der beiden Wände. Der Nebel trat zurück. Er bekam Lücken, die Schleier trieben weg, und zurück blieb der normale Dunst.

Harry Stahl holte die Ruder ein. Er drehte sich um, weil er wissen wollte, wohin die Fahrt führte.

Beinahe hätte er sich vor Überraschung verschluckt. Denn wie eine Vereiste und zur Ruhe gekommene düstere Flutwelle baute sich der Schatten vor ihm auf.

Das war eine Insel, aber nicht nur irgendeine, das mußte genau die Insel sein.

Sicherheitshalber schaute Harry auf der Karte nach. Er rechnete auch und kam zu dem Entschluß, daß sie ihr Ziel erreicht hatten.

Das schien auch Rocky zu spüren, denn er legte sich auf den Boden, als wollte er sich verstecken.

Das Boot trieb dem Schilfgürtel entgegen, der den Uferbereich schützte. Harry gefiel das überhaupt nicht, denn wenn sein Boot in den Gürtel hineinglitt, verursachte das Geräusche, die in der Stille ziemlich laut klangen und auch weit entfernt gehört werden konnten.

Er hielt auch Ausschau nach einem zweiten Boot, weil er sicher war, daß Zacharias von seinem Eiland aus Ausflüge unternahm. An dieser Stelle zumindest entdeckte er keins.

Das Boot wühlte sich durch den weichen Schilfgürtel. Harry mußte seine Meinung revidieren. Der Bewuchs hatte nur wie Schilf ausgesehen, in Wirklichkeit jedoch waren es Wassergräser, die weit über die Oberfläche hinwegwuchsen und leicht zu biegen waren.

Das rechte Ruder hatte Harry eingeholt. Er tauchte das linke ins Wasser, um herauszufinden, wie tief das Wasser hier war.

Nicht tief, etwas zwei Meter.

Einen Steg gab es hier nicht, an dem sein Boot hätte festmachen können. Er mußte es zurücklassen.

Das Boot stoppte endlich, denn ihm war auch der letzte Rest an Fahrt genommen worden. Rocky traf trotzdem noch keine Anstalten, über Bord zu springen, sondern schaute erst Harry an, der aufgestanden war und ein wenig mit dem Gleichgewicht zu kämpfen hatte. Er zwinkerte dem Hund zu. »Aussteigen und sehr leise sein, verstehst du?« Zur Unterstreichung seiner Worte legte Harry noch einen Finger an die Lippen und hoffte, sich richtig verhalten zu haben.

Er schaute nach seinen Schuhen. Sie bestanden zwar aus derbem

Leder, aber sie würden von innen naß werden. Ein kleines Problem, dachte Harry, als er über die Bordwand hinweg in das kalte Wasser stieg.

Es reichte ihm nicht mal bis zu den Schienbeinen, aber der Untergrund war ziemlich schlammig und entsprechend weich, so daß Harry tiefer einsank, als ihm lieb war.

Rocky sprang hinterher. Er landete im Gras und im Wasser, das unter dem Gesicht hochspritzte. Der Hund schüttelte sich, blieb aber stehen, ebenso wie Harry. Er wollte herausfinden, ob ihre Ankunft bemerkt worden war, aber er hörte nichts, was darauf hindeutete.

Auf der Insel blieb es ruhig, und selbst das Klatschen des Wassers hatte sich wieder beruhigt.

»Komm mit und bleib bei Fuß!« flüsterte Harry seinem vierbeinigen Begleiter zu, der tatsächlich aufs Wort gehorchte und dicht neben ihm blieb, als sie an Land wateten.

Harry ging geduckt, um möglichst nicht gesehen zu werden, denn so dicht war der Nebel hier nicht.

Vor ihnen rührte sich nichts. Außerdem war dieses kleine Eiland bewachsen. Nicht nur von Gestrüpp. Im Laufe der Zeit hatte der Wind auch den Samen anderer Pflanzen hergetragen, so daß sich ein Stück Niederwald hatte ausbreiten können.

Nach wenigen Schritten schon spürte Harry den festen, aber feuchten Boden unter den Sohlen. Seine Füße waren natürlich naß geworden, was ihn nicht weiter kümmerte. Jetzt waren andere Dinge wichtig, und da kam es ihm aufs Überleben an.

Harry Stahl suchte nach einem Vergleich, um seine Lage beschreiben zu können. Er kam sich vor wie ein Entdecker aus früheren Jahrhunderten, die Tausende von Meilen gesegelt waren, um neue Kontinente zu entdecken. Die Insel im Sumpf war ihm fremd. Unterholz entdeckte er nicht. Hohes Gras nahm zumindest dem Hund die Sicht, der sich alles andere als wohl fühlte. Seine große Sicherheit war verschwunden. Er hielt sich mehr zurück und blieb in Harrys Nähe.

Der Mann beobachtete Rocky mit Sorge. Er gehörte zwar nicht zu den großen Hundekennern, aber er wußte schon, wann Tiere etwas spürten und wie sie sich dann verhielten.

Das war bei Rocky der Fall. Er merkte, daß etwas nicht stimmte. Er bewegte sich unruhig, schien sich zu ducken und eine böse Gefahr zu wittern. Sein Blick war dabei unverwandt geradeaus gerichtet.

Harry stieß ihn an. »He, was ist denn?«

Rocky rührte sich nicht.

»Wenn du nicht willst…« Auch Stahl hob die Schultern. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, dann mußte er zugeben, daß er sich unbehaglich fühlte. Das hier war nicht mehr seine Welt. Es gab für ihn

keine Feinde zu sehen, trotzdem fühlte er sich umzingelt. Es war ihm auch nicht möglich, so frei wie immer Luft zu holen, und das hatte nichts mit dem Nebel zu tun. Etwas anderes steckte dahinter.

Es war einfach die Atmosphäre, die ihm Sorge bereitete.

Dabei war es ein normaler, wenn auch gefährlicher Auftrag gewesen, der nichts mit einem dämonischen Fall zu tun hatte. Aber Harry hatte das gleiche Gefühl überkommen wie bei anderen Fällen, mit denen er sich beschäftigte. Das war bei seinem Freund John Sinclair sicherlich ähnlich.

Er schaffte es, diese Gedanken aus seinem Kopf zu vertreiben und sich auf Bruno Zacharias zu konzentrieren. Er lebte hier auf der Insel, daran gab es nichts zu rütteln. Die Bilder logen nicht. Harry versuchte, sie sich wieder ins Gedächtnis zurückzuholen, denn er wollte sich an markanten Punkten orientieren.

Da mußte es eine Hütte geben. Der Killer lebte sicherlich nicht im Freien. Bei klarem Wetter hätte Harry sie schon entdeckt gehabt, nun störte ihn der Dunst.

Trotzdem machte er sich auf die Suche. Rocky bekam einen Klaps, den er auch verstand. Er blieb neben seinem neuen Herrn, und beide gingen einfach geradeaus. Dieser Flecken im Sumpf war nicht groß.

Es konnte höchstens wenige Minuten dauern, bis sie das Ziel erreicht hatten.

Schatten fielen auf den Boden. Abgegeben von verkrüppelt wirkenden Bäumen an der linken Seite. Sie wuchsen aus einer Mulde hervor, denn dieses Eiland war nicht unbedingt eben. Der Boden zeigte eine wellige Form mit kleinen Erhebungen und flachen Mulden. In einigen von ihnen schimmerte noch dunkles Wasser, das vom letzten Regen zurückgeblieben war.

Harry blieb stehen. Die Mulde war plötzlich wichtig für ihn geworden. Ebenso wie die kahlen Bäume, die nichts anderes waren als natürliche Gerippe.

Er wartete.

Der Dunst umwehte sein Ziel wie dünne Schleier. Er ließ sich nie stoßen und schien immer wieder Nahrung zu bekommen, die aus dem Boden stieg und sich ausbreitete.

Drei kahle Krüppelbäume hatte Harry gezählt. Und zwischen ihnen, wo es eigentlich hätte bestimmte Lücken geben müssen, waren keine zu sehen. Da hatte sich etwas verdichtet. Dort sah es so aus, als wären bestimmte Dinge zusammengefügt worden, um daraus etwas zu bauen. Primitiv zwar, aber wirksam.

Wie eine Hütte.

Harry merkte, daß seine Gelassenheit von ihm abfiel. Er war wie auf dem Sprung, und über seinen Rücken rann wieder dieser kalte Schauer.

Als Rocky noch anfing zu knurren, da wußte Harry, daß er sich nichts einbildete, denn auch der Hund hatte diese andere und fremde Atmosphäre gespürt.

Gefahr?

Zu erkennen war nichts. Sollte dort eine Gefahr lauern, dann bewegte sie sich zumindest nicht. Sie blieb zwischen den Bäumen versteckt, und die dünnen Nebel trieben vorbei wie Ektoplasma aus dem Mund eines Mediums. Der Wind hatte Blätter auf die Insel geweht. Sie klebten am Gras und faulten allmählich vor sich hin. Ihre Farbe war sehr dunkel geworden, erinnerte an Humus.

Da sich auch nach einigen Minuten der Beobachtung an den Bäumen nichts bewegt oder gerührt hatte, ging Harry davon aus, daß Zacharias nicht dort war oder er genau Bescheid wußte und sich auf ein Nervenspiel eingelassen hatte.

»Los, Rocky!«

Der Hund ging mit. Allerdings zögerlich. Dabei hechelte und knurrte er, stieß sogar gegen Harrys Waden, als wollte er ihm klarmachen, daß es besser war, wenn sie beide umkehrten.

»Nein, Rocky, da müssen wir durch. Es ist unser Job, und dafür werden wir bezahlt.«

Rocky trottete neben Harry her. Das Fell gesträubt, den Kopf vorgestreckt, aber anders als sonst. Der Hund spürte genau, daß in dieser Umgebung etwas faul war.

Da lauerte eine Gefahr. Noch versteckt, aber anders und wohl kaum rational zu erfassen.

Scheiß Gedanken! zuckte es Harry durch den Kopf. »Mach dich nicht selbst verrückt. Hier gibt es nichts, was dich in Gefahr bringen könnte. Das ist alles Unsinn!«

Er mißtraute seinen eigenen Gedanken. Etwas war anders geworden. Der Nebel lag auch weiterhin über der Insel, ein schwammiger Dunst, bald wie Wellen, die auf- und niederschwappten, aber auch so dünn geworden waren, daß ein Ziel zu erkennen war.

Harry blieb stehen. Auch Rocky ging keinen Schritt mehr weiter.

Was sich der Mann schon hatte denken können, bestätigte sich nun.

Zwischen diesen Krüppelbäumen hatte tatsächlich jemand eine Hütte gebaut, die schon mehr einem Unterstand glich.

Eine Behausung, die schützte. Zumindest vor einfachen Regenfällen. Es gab ein Dach aus knotigen Baumästen und Zweigen. Darauf lag eine alte Decke, es konnte auch imprägnierte Pappe sein. So genau war es nicht zu erkennen.

Harry Stahl zog seine Waffe. Er tat es aus reiner Vorsichtsmaßnahme, obwohl sich an der Hütte und auch in ihrem Innern nichts gerührt hatte.

Der Boden unter den Füßen hatte zwar an Härte zugenommen, er

war aber noch immer weich. Das Laub hatte ihn glatt gemacht, und vor der Hütte war das Gras zertreten worden. Da es sich noch nicht wieder hatte aufrichten können, war es noch nicht allzu lange her, daß hier jemand gegangen war.

Rocky blieb nicht ruhig. Aus seinem Maul floß daß Knurren. Er war nicht direkt böse, es sollte mehr eine Warnung sein, und Harry nickte, denn er hatte sie genau verstanden.

»Keine Angst, mein Freund, wir werden schon auf unsere Köpfe aufpassen. So leicht lassen wir uns nicht unterkriegen.« Harry gab zu, daß er sich durch die Worte selbst Mut machen wollte, und er war auch froh darum, Rocky zu haben.

Der Hund würde sich bei einer konkreten Gefahr melden und anders reagieren als jetzt, wo er nur grummelte.

Sie näherten sich dem Unterstand. Harry hielt ihn genau unter Kontrolle. Die Bäume dienten als Mauerecken, denn zwischen ihren Stämmen waren die Verbindungen geknüpft, die den Unterstand hielten.

Er war schief gebaut, nicht mehr hoch. Harry konnte sich vorstellen, daß der Boden tiefer lag als das normale Niveau der Insel, sonst hätte der Bewohner dort nicht stehen können.

Harry hätte sich sechs Augen gewünscht. Auch damit hätte er nichts anderes gesehen, denn Bewegungen gab es nicht an und auch nicht in der Hütte.

War sie nicht bewohnt?

Für einen Moment beschäftigte sich Harry mit diesem Gedanken, den er rasch wieder verwarf. Nein, das wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. Auf der anderen Seite mußte dieser verdammte Killer auch aus dem Verkehr gezogen werden.

Er gab Rocky einen Klaps. Irgendwie fühlte er sich plötzlich besser. »Komm jetzt, bringen wie es hinter uns!« Harry ging schneller als sonst. Es löste sich kein Schatten aus dem Dunst, und er sah auch den Eingang. Natürlich keine Tür, nur ein Loch, hinter und in dem sich die Dunkelheit zusammendrängte.

Keine Bewegung.

Stille.

Trügerisch?

Vor dem Loch stoppte Harry. Seine Waffe zeigte nicht mehr zu Boden. Die Mündung wies in das Innere des Unterstandes hinein wie ein suchendes Auge. Es fand kein Ziel.

»Okay, dann wollen wir mal…«

In diesem Augenblick fing Rocky an zu knurren. Und wie er knurrte! Das hatte Harry bei ihm noch nicht gehört. Es klang sehr dumpf, auch warnend. Der Hund hielt das Maul offen, die Zähne ger fletscht, als hätte er Furcht vor etwas unheimlich Bösem.

Es war in der Hütte, aber es war nicht zu sehen. Zumindest für den Mann nicht.

Harry schaute den Hund an. Dessen Fell hatte sich gesträubt. Er wirkte wie jemand, der auf keinen Fall eine bestimmte Stelle überschreiten wollte.

Warum nicht?

»He, was hast du?«

Rocky zog sich etwas zurück.

»Verdammt, du willst mich doch nicht im Stich lassen?« Er schlug gegen die Flanken des Tieres. »Das kann nicht sein. Das ist doch nicht möglich…«

Rocky bellte. Es klang heiser und war schon mit einer Warnung zu vergleichen.

So sehr sich Harry auch anstrengte, er sah nichts, was auf eine Gefahr hingedeutet hätte. Einen Rückzieher wollte er nicht machen, jetzt, wo er dicht am Eingang stand und sich seine Augen auch auf die Lichtverhältnisse eingestellt hatten.

So sah er, daß die Hütte nicht leer war. An der rechten Seite lagen Decken auf dem Boden und waren zu einem Lager gerichtet. Der Geruch nach kalter Asche wies darauf hin, daß ab zu ein Feuer gemacht worden war. Einen kleinen Koffer und eine Reisetasche aus weichem Material sah er ebenfalls, als er den Kopf von rechts nach links drehte, da er auch die andere Seite der Hütte durchforsten wollte.

Zwei Dinge passierten zugleich.

Harrys rechte Hand zuckte hoch. Er richtete die Mündung auf ein Ziel, und Rocky fing an zu jaulen.

Das Ziel war ein Mensch.

Er hockte auf einem Holzklotz oder Baumstumpf. So genau konnte der Mann das nicht erkennen. Es war auch unwichtig. Ihn interessierte nur der Mensch.

Harry Stahl wußte, daß er Bruno Zacharias, den Killer, gefunden hatte…

***

Plötzlich war alles anders für ihn. Seine gesamten Vorstellungen brachen zusammen. Er hatte sich auf einen Kampf eingestellt, möglicherweise auch auf eine Niederlage oder sogar den Tod, und jetzt stand er im Versteck des Killers, sah diesen Mörder vor sich auf einem Klotz hocken und mußte erkennen, daß die Gestalt überhaupt nichts tat und beinahe wie eingefroren wirkte.

Nichts passierte mit ihr.

Keine Bewegung ihrer Augen, ihrer Haut, ihrer Hände. Einfach gar nichts. Der Mann hockte auf seinem Platz wie eine Statue oder wie

eine Leiche, die man vergessen hatte zu begraben.

Das begriff er nicht. Und er wunderte sich auch über Rockys Reaktion, denn der Hund gab einfach keine Ruhe. Er knurrte, sein Fell war nach wie vor gesträubt. Er hatte das Maul weit aufgerissen, und seine Zähne schimmerten gefährlich wie spitze, kleine Messer.

Harry verstand die Welt nicht mehr. Normalerweise wäre er auf den Killer zugegangen und hätte ihn auch angesprochen. Ihn möglicherweise sogar geweckt, das aber ließ er bleiben, wahrscheinlich auch deshalb, weil Rocky sich nicht beruhigen wollte und weiterhin seine drohenden Laute abgab.

Ihm war die Gestalt ebensowenig geheuer, wie dem guten Harry Stahl. Der allerdings wußte, daß er hier nicht länger stehenbleiben und starren konnte. Er mußte etwas tun und herausfinden, was tatsächlich mit Zacharias passiert war. Daß ihn jemand hypnotisiert und hier zurückgelassen hatte, wollte er nicht glauben.

Deshalb überwand er sich selbst, zog den Kopf ein und betrat die Hütte.

Seine Vermutungen bestätigten sich. Der Hüttenboden war raffiniert angelegt worden. Er bildete praktisch eine Mulde, und so konnte Harry sich aufrecht hinstellen, ohne mit dem Kopf irgendwo gegen zu stoßen.

Rocky blieb an der Tür. Er hockte dort, aber seine Haltung war schon angespannt. Beide ließ er nicht aus den Augen. Das Knurren begleitete Harry als Warnung auf seinem kurzen Weg.

Er wußte plötzlich, daß etwas geschehen würde. Es war diese Ahnung, die auch eine Gänsehaut auf seinem Körper hinterlassen hatte. Der Gedanke, eine Falle betreten zu haben, kam ihm nicht mehr so abwegig vor. Er nahm sich vor, den anderen nicht zu berühren.

Wenn, dann würde er ihn nur mit dem Waffenlauf anstoßen.

Vor dem Killer blieb Harry stehen. Zacharias hielt den Kopf gesenkt, so daß von seinem Gesicht nicht viel zu sehen war. Zudem hatten die Haare wachsen können. Durch die Kopfhaltung waren auch sie nach vorn gerutscht und hingen bis in die Stirn, wo sie aussahen wie Teppichfransen.

Bei Harry wuchs die Unsicherheit. Er wußte wirklich nicht, was er noch unternehmen sollte, denn alles, was er sich vorgenommen hatte, kam ihm plötzlich falsch vor.

Harry brauchte sich keine weiteren Gedanken mehr zu machen, denn Bruno Zacharias reagierte.

Er hob den Kopf an.

Harry schaute in das Gesicht. Schon beim ersten Hinsehen machte es auf ihn den Eindruck einer bleichen Maske, denn der Killer hatte keine Augen mehr.

Dafür schaute Harry in zwei schwarze Löcher!

***

Er ist tot! Der Killer ist tot! Die Gedanken waren wie Schreie. Sie folterten Harry, der Schwierigkeiten mit sich selbst hatte. Auf einmal fühlte er sich gefangen, von Schlangenarmen umgeben, die ihn nicht mehr loslassen wollten.

Sein rechter Arm war schwer geworden. Er hatte Mühe, die Waffe zu halten und hielt sie trotzdem fest wie in einem Krampf. Das war nicht Bruno Zacharias, das war nur eine Hülle. Man hatte ihm die Haut abgestreift und diese dann über einen anderen Körper gehoben, damit diese Figur aussah wie er. Er hatte sich zuviel vorgenommen gehabt. Er war in den Sumpf gegangen, um sich zu verstecken und auch zu überleben. Gut, er hatte überlebt, aber um welchen Preis!

Harry Stahl stieß die Luft aus. Er tat dies langsam und lauschte seinem eigenen Zischen. Der Atem floß durch seine Nasenlöcher nach draußen und unterbrach die Stille. Harry ging auch zurück, wie jemand, der die unmittelbare und körperliche Nähe eines anderen nicht vertragen kann.

Dann schaute er wieder hin. Abgesehen vom Gesicht sah Bruno Zacharias normal aus. Nicht mal so schmutzig, wie man es hätte von ihm erwarten können. Gut, da waren die Stiefel, auf denen der eingetrocknete Dreck seine Spuren hinterlassen hatte. Auch die Hosenbeine wiesen noch Flecken auf. Die gefütterte Windjacke zeigte eine grüne Farbe. Darunter trug der Killer einen grauen Pullover. Der Hemdkragen war unter dem Halsausschnitt verschwunden, aber darüber zeichnete sich sein Gesicht ab.

Und das war schlimm. Glatt, faltenlos. Ein Mund, der ziemlich normal wirkte, obwohl er verzerrt war und zur rechten Seite hin floß, als hätte jemand daran gezerrt. In der Bewegung war dieser Mann erstarrt, denn nach dem Anheben des Kopfes tat sich nichts mehr. Es war Harry vorgekommen, als hätte er eine Puppe oder ein ferngelenktes, geklontes Wesen erlebt, nicht aber einen Menschen.

Daran schloß sich die erste Frage an. War diese Person überhaupt noch ein Mensch?

Harry bemühte sich mit seinen Überlegungen ab. Es fiel ihm beileibe nicht leicht. In dieser Atmosphäre hatte sich einiges verdichtet.

Da waren gewisse Dinge zusammengekommen, über die er zwar nachdenken mußte, bei der er allerdings keine Lösung erlebte. Alles floß ineinander, so daß wirre Ströme durch seinen Kopf schossen.

Kälte und Wärme zugleich folterten ihn. Er spürte den Drang nach einer Lösung, und er wußte auch, daß es sie gab, nur konnte er sie nicht realisieren, das heißt, er wollte sich nicht eingestehen, daß dieser Fall einen anderen Verlauf genommen hatte.

Was mit Bruno Zacharias geschehen war, das war zugleich nicht mit rechten Dingen zugegangen. Hier hatte eine Macht eingegriffen, die

schwer und träge auf ihm lastete, weil er mit ihr eben nicht hatte rechnen können.

Harry kam wieder zu sich. Er blickte auf die Gestalt. Die Realität hatte ihn wieder. Er spürte sich, er spürte das Blut, das durch die Adern rann. Er konnte wieder tief durchatmen, und auch seine Sinne waren okay.

Er konzentrierte sich auf den Geruch. Erst jetzt kam ihm zu Bewußtsein, daß es in der Hütte bitter roch, als hätte jemand eine übelriechende Flüssigkeit ausgekippt. Woher der Geruch stammte, war unklar, jedenfalls war er vorhanden und hatte sich auch um die aufgerichtete Gestalt herum verdichtet.

Harry betrachtete das Gesicht.

Augenhöhlen. Finster und leer zugleich. Aber etwas gab es dort.

Die Schächte mußten einen Inhalt haben. Tief darin lauerte etwas.

Eine andere Macht, die von dem Killer Besitz ergriffen und ihn zu einer Puppe gemacht hatte.

Eine Puppe?

Nein, er wollte es nicht wahrhaben. Zacharias war ein Mensch. Er hatte sich zurückgezogen, um von diesem kleinen Eiland im Sumpf seine Angriffe wie Dolchstöße fahren zu können.

Zacharias zuckte, und auch Harry schrak zusammen. Es war ein Zucken der rechten Schulter gewesen, die der Killer nun angehoben hatte und in dieser Schieflage hielt.

Auf einmal jaulte Rocky schaurig auf. Es war der erste Laut, den der Hund nach dieser schaurigen Entdeckung abgegeben hatte, und auch Harry hatte seinen vierbeinigen Begleiter vergessen. Jetzt, wo Rocky wieder »lebte«, schaute Stahl hin.

Der Hund stand vor der Gestalt mit eingezogenem Schwanz. Er stemmte sich auf seine Pfoten, aber die Haltung erinnerte an die eines Tieres, das auch unter Angst litt, nicht sprungbereit war, sondern so wirkte, als wollte es sich jeden Augenblick zurückziehen und diesen gewaltigen Satz nach hinten aus der Hütte wagen.

Rocky zitterte am gesamten Leib. Die Augen zuckten. Er drehte den Kopf, um den Menschen anzuschauen, und Harry Stahl empfand diesen Blick als eine Warnung.

Es würde etwas passieren.

Du mußt verschwinden, sagte ihm die innere Stimme. Du mußt zusehen, daß du aus diesem Bereich rauskommst. Alles hier hat sich verändert, als stünde es unter einem Fluch.

Es war zu spät.

Ein anderer hatte die Regie übernommen. Dabei wußte Harry nicht einmal, ob es der Killer persönlich gewesen war oder jemand, der weit im Hintergrund lauerte und nicht zu sehen war.

Bruno stöhnte auf.

Es blieb nicht dabei, denn auch in seinen beiden Augen veränderte sich etwas.

Die Schwärze blieb, aber sie bewegte sich jetzt. Als Zuschauer mußte sich Harry eingestehen, daß dort von hinten etwas durch die Schächte nach vorn gedrückt wurde.

Stahl war so fasziniert von dieser Veränderung, daß er nicht spürte, wie die Zähne des Hundes am Stoff seiner Hose zerrten. Rocky spürte intensiver, daß sich die Gefahr hier vergrößert hatte.

Harry Stahl achtete nicht auf die Warnung.

Etwas anderes zog ihn viel stärker in seinen Bann, denn aus den Augen des Killers rann eine pechschwarze, stinkende Flüssigkeit, die ihn an heißen, flüssigen Teer erinnerte…

***

Es war ein Begriff gefallen, über den ich einfach nachdenken mußte: Judasbaum.

Wem war der Name Judas kein Begriff? Da brauchte man nicht unbedingt Anhänger des christlichen Glaubens zu sein, um mit ihm etwas anfangen zu können. Judas war der Verräter unter den Aposteln gewesen. Einer, der seinen Herren hintergangen hatte.

Und Schneider? Es paßte zu den Erklärungen des ehemaligen Bischofs.

Auch er fühlte sich als Verräter. Er hatte jemanden hintergangen und war dabei, für diesen Frevel zu sühnen. Er litt innerlich und äußerlich, denn die Wunde an seiner linken Seite mußte einfach schmerzen, dessen war ich mir sicher.

Aber wen hatte er hintergangen?

Das war die große Frage, die mich beschäftigte. Er hatte es mir nicht gesagt, aber er hatte auf den Anblick des Kreuzes auch nicht normal reagiert. Er war eingesperrt in seinen seelischen Käfig, aus dem er sich kaum würde befreien können. Zumindest nicht allein.

Um ihm diese Hilfe zu geben, saß ich auch neben ihm.

Zumindest freute ich mich darüber, daß ich einen Fortschritt erzielt hatte. Wir saßen in meinem Wagen und rollten einem Ziel entgegen, das für uns beide wichtig werden würde.

Daß mir Fragen auf der Zunge lagen, verstand ich. Nur traute ich mich nicht, sie dem Bischof zu stellen. Er machte mir nicht den Eindruck eines Menschen, der bereit war, auf Fragen auch die entsprechenden Antworten zu geben.

Regungslos saß er neben mir. Nur durch das Schaukeln des Wagens bewegte sich sein Körper. Ansonsten traf er keinerlei Anstalten, auch nur den Kopf zu drehen und die Hand zu heben. Der Mann war in Gedanken versunken, die sich möglicherweise auch mit dem Sterben beschäftigten. Daß er diesen Weg gehen würde, hatte er mir deutlich

genug zu verstehen gegeben.

Ich konnte auch seine linke Wange sehen, wenn ich den Kopf drehte. Noch immer sah sie unnatürlich aus. Kleine Fetzen klebten auf der aufgerissenen Haut. Die Wange war zum größten Teil eine einzige große Wunde, und die weißen Schnipsel stammten von meinem Papiertaschentuch. War diese Verletzung das Mal des Verräter?

Seit ich mit dem Begriff Judasbaum konfrontiert worden war, zog ich das in Betracht.

Manchmal räusperte er sich. Dann hatte ich Hoffnung, daß er anfangen würde zu sprechen. Dies wiederum tat er nicht. Er blieb stumm. Der Sicherheitsgurt hielt ihn. In das dehnbare Material schwankte sein Körper hinein, wenn er sich wieder zu heftig bewegte.

Ich war einfach gefahren. Weg von der Kirche, aber auch nicht zu einem der kleinen Orte, sondern hinein in die Umgebung, die sehr sumpfig war. Darüber hatte ich mich bereits vor meinem Besuch kundig gemacht. Es war keine Umgebung, in der man gern lebte, hier war alles anders. Hier kam nur der Kenner durch. Wir fuhren nur an dem Gelände vorbei, das sich links von uns erstreckte. Ein graubraunes, weites Feld, auf dem sich Niederholz ausgebreitet hatte, es flache Tümpel gab, die sich mit Grasflächen abwechselten, die ebenfalls auf dem Wasser schwammen. So zumindest kam es mir vor, weil der Wind über die Gräser strich und sie zu einer Seite hin kämmte.

Vögel trieben schwer durch die Luft. Sie wirkten nicht grazil, nicht flink, sondern schienen sich der Trauer der Gegend durch ihre Bewegungen angepaßt zu haben.

Die Sonne hatte sich zurückgezogen. Der Himmel war vom Prinzip her blau, auch wenn sich hin und wieder helle Flecken zeigten, denn dort lagen die Wolken nicht so dicht nebeneinander.

Das Schweigen konnte mir nicht gefallen. Nach einer Weile unterbrach ich es auch.

»Sind wir auf dem richtigen Weg, Herr Schneider?«

Der Mann nickte.

»Muß ich irgendwann abbiegen?«

»Ich sage Ihnen Bescheid.«

»Und dann?«

»Es gibt einen Knüppeldamm.«

»Der in den Sumpf führt, denke ich?«

»Ja, das stimmt.«

Mehr wollte er nicht sagen, denn sein Gesicht verschloß sich wieder. Er nahm wieder den gequälten Ausdruck an. Ich hätte ihm so gern geholfen, aber ich wußte auch, daß sich dieser Mann nicht helfen lassen wollte. Er ging seinen eigenen Weg. Es schien ihm dabei überhaupt nicht zu interessieren, ob er einen Beifahrer hatte oder

nicht. Er konzentrierte sich einzig und allein auf seine Probleme.

Verändert hatte sich die Landschaft nicht. In der Ferne sah ich einen Kirchturm. Er zeichnete sich ziemlich deutlich in der wirklich regenklaren Luft ab, die sich unter der Wolkendecke ausgebreitet hatte. Die Klarheit war trügerisch. Auch die Wärme gefiel mir nicht.

Sie paßte nicht in den Trauermonat November hinein, denn da hatte sich der menschliche Körper schon umgestellt.

Auf der Insel war es nicht anders, denn von dort rückte das miese Wetter an.

»Sie müssen gleich anhalten, Herr Sinclair.«

»Beginnt dort der Damm?«

»Ja.«

»Wo führt er hin?«

»Zu den Inseln.«

Mit dieser Antwort hatte ich nicht gerechnet, und deshalb fragte ich: »Hatten Sie nicht von einem Judasbaum gesprochen?«

Bischof Schneider nickte. »Das eine schließt das andere nicht aus. Er ist gewaltig, und er wächst aus dem Wasser hervor. Aus der dunklen, tödlichen Flüssigkeit.«

»Dann steht er nicht auf einer Insel?«

»Nein.«

»Warum nicht?« fragte ich weiter. »Kann er denn im Wasser überleben?«

Schneider nickte. »Er kann, glauben Sie mir.« Dann seufzte er und schüttelte den Kopf. »Ich hätte wirklich nicht den Brief schreiben sollen. Nein, das hätte ich nicht tun sollen. Ich werde und ich muß meinen Weg allein gehen. Tun Sie sich selbst und auch mir einen Gefallen. Wenn wir den Baum erreicht haben, akzeptieren Sie ihn. Um mehr kann ich Sie nicht bitten.«

»Haben Sie denn an etwas anderes gedacht, Herr Schneider? Haben Sie damit gerechnet, daß ich ihn umhacken will?«

»Nein, sicherlich nicht. Das würden Sie nicht schaffen. Niemand bringt so etwas fertig. Der Baum ist stärker als wir Menschen, und er ist etwas Besonderes.«

Das konnte ich mir vorstellen, aber ich wollte mehr wissen und fragte ihn deshalb: »Beschränkt sich das Wissen über den Baum nur auf Sie selbst?«

»Was meinen Sie?«

»Wissen auch andere Menschen Bescheid? Sind Sie informiert, was sich da erhebt oder was dort in ihrer Nähe gewachsen ist?«

»Es kann sein«, gab er einsilbig zurück, um wenig später den Arm anzuheben. »Sie müssen jetzt achtgeben, der Damm ist nicht so leicht zu finden. Fahren Sie noch langsamer.«

Das tat ich, erkundigte mich gleichzeitig, ob er den Baum zu Fuß

besucht hätte, wäre ich nicht mit einem Auto bei ihm gewesen.

»Nein, ich hätte mein Rad genommen.«

»Das ist auch eine Möglichkeit.« Im Schrittempo fuhr ich weiter und mußte erkennen, daß der Beginn des Knüppeldamms tatsächlich nicht so leicht zu finden war. Der relativ trockene Untergrund sah aus, als würde er nahtlos in den anderen, gefährlichen übergehen, wäre da nicht dieser braune Streifen gewesen, der von mir aus gesehen in einem rechten Winkel in das Gelände hineinstach. Auf den Bohlen hatte sich auch alles mögliche abgesetzt. Grüner, feuchter Schlamm. Algen und Blätter, die auf dem Holz klebten, als wären sie mit ihm verleimt, und ich würde trotz der breiten Bohlen doch relativ vorsichtig fahren müssen, um nicht abzurutschen und im Sumpf zu landen.

Ich lenkte den Golf nach links. Der ehemalige Bischof war nervöser geworden. Er bewegte seine Hände unruhig auf den Oberschenkeln. Sein Blick flackerte. Er leckte seine Lippen. Er schaute sich unsicher um, als rechnete er mit einer plötzlich auftauchenden Gefahr.

Ich stellte ihm keine Fragen, denn ich mußte mich auf das Fahren konzentrieren. Unter den Reifen befanden sich die Bohlen. Sie waren uneben, halbrund an der Oberfläche und unterschiedlich hoch.

Der Golf schaukelte über diesen primitiven Weg hinweg.

Schon sehr bald breitete sich zu beiden Seiten des Damms der Sumpf aus. Ob er hier schon tödlich und so weich war, daß es kein Entkommen gab, konnte ich nicht nachvollziehen. Jedenfalls sah ich viel Gras und auch hin und wieder die abgestorbenen Zweige, oder kleinere Äste, die dort schwammen. Noch immer tanzten die Insekten und klatschten gegen die Windschutzscheibe, aber es waren bereits deutlich weniger als im Sommer.

Der Mann neben mir hatte mir nicht erklärt, wann der Damm zu Ende war. Als ich ihn danach fragte, hob er die Schultern. »Sie werden es schon merken.«

»Hoffentlich nicht, wenn es zu spät ist.«

»Ich hatte sie gewarnt. Das ist keine Spazierfahrt, Herr Sinclair. Wir rollen dem Tod entgegen.«

»Durch den Judasbaum werden wir sterben, falls wir nicht im Schlamm oder in der Brühe versinken.«

Er nickte.

»Können Sie mir den Baum beschreiben, Herr Schneider?«

»Ja, das kann ich. Aber ich will es nicht. Sie sind so neugierig und werden ihn selbst sehen. Dann können Sie sich auch ein Bild von ihm machen.«

»Gut, belassen wir es dabei.«

Roland Schneider hatte von Inseln im Sumpf gesprochen, und diese Inseln gab es tatsächlich. Wie Tarnflecken auf einem Kampf anzug

hoben sie sich von dem übrigen Gelände ab. Sie verteilten sich dort, sie waren allesamt bewachsen, aber die wenigsten mit irgendwelchen Bäumen, die Ähnlichkeit mit dem Judasbaum gezeigt hätten. So sehr ich auch über die unnatürliche Wärme schimpfte, so glücklich war ich über das Licht. Die blasse Sonne hatte eine Lücke gefunden und schickte ihre Strahlen über den Sumpf. Ihr Schein verlor sich auf der Oberfläche, aber er machte die Umgebung noch klarer.

Noch spürte ich die Bohlen unter dem Golf. Allerdings hatten sie sich verändert. Sie waren nicht mehr so hart und wiederstandsfähig wie zu Beginn. Jetzt wurden sie allmählich weicher, und ich rechnete damit, bald das Ende des Damms zu erreichen.

Unser Ziel war der Judasbaum. Er war mir nicht beschrieben worden, ich konnte mir auch keine konkrete Vorstellung von ihm machen, rechnete aber damit, einen außergewöhnlichen Baum zu Gesicht zu bekommen, einen großen, mächtigen und auch einen, der nicht in diese Landschaft hineinpaßte und deshalb auffallen mußte.

Das allerdings war nicht der Fall. Kein Baum regte seinen Stamm oder sein Geäst aus der braunen Brühe. Der Sumpf lag flach vor uns, abgesehen von diesen Inseln, die bewachsen waren, was wir deutlich sehen konnten.

Ich hielt an, weil ich sah, daß die Bohlen des Damms vor mir abfielen, als wollten sie im Sumpf verschwinden. Wahrscheinlich war dies auch der Fall, deshalb war es besser, wenn ich stoppte.

Roland Schneider hatte auch nichts dagegen.

Wir hielten an. Ich stellte den Motor ab und blieb zunächst hinter dem Lenkrad sitzen. Mittlerweile hatte ich Zweifel bekommen, was diesen Judasbaum anging. Ich sah ihn nicht und konnte mir auch nicht vorstellen, daß hier ein derartiges Gewächs stehen würde. Da mußte mir der ehemalige Bischof noch einige Auskünfte geben.

Er saß schweigend neben mir und schaute nach vorn. Die Augen leicht zusammengekniffen, als wollte er sich von dem etwas metallisch glänzenden Licht der Sonne schützen. Der Wolkenhimmel über uns hatte noch größere Lücken bekommen, so daß die blasse Novembersonne freie Bahn hatte.

»Bis hierher wären Sie also gefahren, nicht wahr?«

Schneider nickte.

»Und dann!«

»Wieso?«

Ich lachte auf und lehnte mich zurück. »Sie sind gut, Herr Schneider. Wir fuhren hierher, um einen Baum zu suchen, eben diesen Judasbaum. Okay, ich sehe einige Bäume auf den Inseln, aber man kann sie kaum als solche bezeichnen.«

»Was würden Sie denn dazu sagen?«

»Niederwald, denke ich…« Dabei blickte ich ihn an und wartete auf

die Antwort.

Zuerst lächelte er. Es war ein wissendes Lächeln, und er sah auch nicht mehr so deprimiert aus. »Ja, im Prinzip haben Sie recht, Herr Sinclair. Man kann den Baum wirklich nicht mit anderen Gewächsen vergleichen, weil er eben etwas Besonderes ist. Er ist groß, hat einen mächtigen Stamm, ist Monster und Killer zugleich. Er ist einfach unaussprechlich.«

»Toll. Ich hätte ihn gern gesehen.«

Schneider überlegte. »Das kann man nicht so einfach, Herr Sinclair. Klar, Sie hätten ihn gern gesehen, aber er zeigt sich nicht sofort. Er ist raffiniert, er hält sich versteckt, und er erscheint nur dann, wenn er es für richtig hält.«

»Das müssen Sie mir genauer erklären.«

Roland Schneider seufzte wie jemand, der sich über die Fragen eines anderen ärgert. »Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, Herr Sinclair. Man muß diesen Baum akzeptieren. Er ist nicht zu sehen. Er hält sich zurück, aber er wird erscheinen, wenn er es für richtig hält, und heute ist es soweit. Denn ich bin hier. Ich werde zu ihm gehen müssen.«

»Sie werden also nicht geholt?« fragte ich weiter, ohne zuvor über seine Erklärungen nachgedacht zu haben.

»Nein, was denken Sie denn?«

Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken. »Eigentlich denke ich gar nichts«, sagte ich dann. »Es ist einfach nicht möglich, weil ich ihn nicht kenne, ihn nicht gesehen habe. Aber ich muß zugeben, daß Sie mich neugierig gemacht haben.«

Der Mann ging nicht auf meine Bemerkung ein und sagte nur:

»Noch ist es Zeit.«

»Wozu?«

»Daß Sie verschwinden, Herr Sinclair. Daß Sie flüchten.«

»Tut mir leid, wenn ich Sie enttäuschen muß, aber das werde ich gerade nicht tun.«

Als er mich nach dieser Antwort anblickte, sah ich die Trauer in seinen Augen. »Das ist aber nicht gut, Herr Sinclair. Sie sind noch jung. Warum wollen Sie sterben?«

»Das will ich nicht.«

»Dann gehen Sie!«

»Später.«

Der ehemalige Bischof schüttelte den Kopf.

»Ich begreife Sie nicht. Ich kann es nicht fassen. Sie sind ein Mensch, und ein Mensch möchte leben…«

»Da bin ich keine Ausnahme. Aber ich habe, wie viele andere Menschen auch, eine Aufgabe zu erledigen. Daran sollten Sie denken. Ich bin wirklich nicht zum Spaß hier bei Ihnen erschienen. Es hat einen triftigen Grund gegeben, und dieser Grund sind Sie, Herr

Bischof. Sie sind derjenige, zu dem ich gerufen worden bin, weil Sie Probleme haben. Wir konnten nur am Rande darüber reden, aber jetzt stehen wir hier, um zum Kern vorzustoßen.«

»Sie wollen nicht hören, wie?« Wieder traf mich der traurige Blick.

Ich hatte Mühe, mich auf seine Augen zu konzentrieren und nicht immer gegen die linke Wange zu schauen, deren Fleisch und Haut so verdorrt und zugleich genäßt war. Wieder fragte ich mich, wie es zu dieser Verletzung gekommen war.

»Doch, Herr Schneider, ich will leben. Ich will sogar noch lange leben, und ich lebe auch gern. Aber ich möchte trotzdem von Ihnen wissen, wo ich diesen Judasbaum finden kann. Sie haben mich an diese Stelle geführt. Sie sind mit mir in den Sumpf gefahren. Sie haben mich durch Ihre Worte wirklich neugierig gemacht, und jetzt will ich den nächsten Schritt gehen.« Ich zeigte auf die Scheibe, aber das Interesse galt nicht ihr, sondern der Landschaft. »Wir stehen hier, aber ich sehe keinen Baum, Herr Schneider.«

»Das können Sie auch nicht«, sagte er leise.

»Warum nicht?«

»Er ist noch nicht da!«

Mit dieser Antwort hatte er sich einiges bei mir verscherzt. Etwas ironisch meinte ich: »Sagen Sie nur nicht, daß er erst noch wachsen soll! Sagen Sie das nicht. Dann fühle ich mich nämlich auf den Arm genommen.«

»Nein, es gibt ihn schon«

»Wunderbar. Aber wo?«

»Vor Ihnen, Herr Sinclair. Sie sind nur nicht in der Lage, ihn zu sehen, ebensowenig wie ich.«

Diesmal unterdrückte ich das Lachen nicht. »Tut mir leid«, sagte ich dann, »aber ich kann ihn nicht sehen. Vielleicht bin ich blind, oder es fehlt mir der nötige Durchblick, aber was Sie mir da gesagt haben, kann ich nicht glauben.«

»Sie werden noch den Beweis für meine Worte bekommen«, erklärte er mir.

»Da bin ich gespannt.« Nach diesen Worten drückte ich die Tür auf. Losgeschnallt hatte ich mich schon. Mit einer Bewegung war ich draußen und stellte sofort fest, daß sich die Luft verändert hatte.

Okay, sie war weiterhin so unnatürlich warm, aber in dieser Umgebung hatte die Feuchtigkeit zugenommen, und auch die Masse der Insekten hatte sich verdreifacht. Die Tiere hatten sich zu Wolken zusammengefunden und wirbelten durch die Luft, die mich an einen feuchten Schwamm erinnerte, der dicht vor dem Auswringen stand.

Es regnete nicht, nur hatte sich der Himmel wieder etwas zugezogen und das unnatürlich klare Licht der Sonne gefiltert. Ich hatte mich einige Schritte vom Fahrzeug entfernt und stand jetzt – zumindest

meiner Meinung nach – direkt am Beginn des Sumpfes, der sich wie ein großes, flaches Brett vor mir ausbreitete, abgesehen von den wenigen Inseln. Sie unterbrachen die Monotonie.

Ich drehte mich nicht um, als ich hörte, daß auch der ehemalige Bischof ausstieg. Auf meiner Höhe blieb er stehen, allerdings einige Schritte von mir entfernt. Er gab eine leidende Gestalt ab. Seine Schultern hingen nach vorn, die Arme bewegten sich nicht, und er schaute mit leerem Blick über die Fläche hinweg.

»Warum sagen Sie nichts, Herr Schneider? Sind Sie selbst überrascht, daß der Judasbaum nicht zu sehen ist?«

»Nein, das bin ich nicht.«

Ich stöhnte auf. Warmer Wind fächerte gegen mein Gesicht. Der Geruch erinnerte mich an den auf einem Friedhof, wo Blumengestecke und Kränze verfaulen und sich herumliegendes Laub in Humus verwandelt. Ein typisches Allerheiligenwetter. »Allmählich weiß ich nicht mehr, was ich von Ihnen halten soll, Herr Schneider. Sie erzählen mir, daß es den Baum gibt, aber wenn dies der Fall sein sollte, dann müßte ich ihn sehen, und das ist nicht der Fall.«

»Er ist gar nicht mal weit weg«, sagte er leise.

Es war komisch, aber diesmal glaubte ich ihm. Das glich einer Initialzündung, denn plötzlich war ich sogar davon überzeugt, daß dieser seltsame Baum existierte, und ein kalter Schweißtropfen rann über meinen Rücken und zwar genau in der Mitte, als wollte er ihn teilen.

»Da ich nicht blind bin, Sie aber so überzeugend gesprochen haben, Herr Schneider, würde es mich wirklich interessieren, wo Sie den Baum finden wollen.«

»Vor uns.«

»Ach.«

Der ehemalige Bischof ließ sich nicht beirren und nickte. »Ja, vor uns, Herr Sinclair.«

»Aber dort ist Sumpf oder meinetwegen auch Wasser.«

»Das weiß ich, das sehe ich auch. Der Baum befindet sich im Wasser, wenn Sie es genau wissen wollen.«

»Das will ich.«

»Und er ist dabei, sich aus dem Sumpf zu erheben, Herr Sinclair…«

***

Ich hatte keine Watte in den Ohren, und was man mir da gesagt hatte, das konnte stimmen. Nein, das mußte sogar stimmen, auch wenn es kaum zu begreifen war. Er hätte mich sonst nicht an diesen Ort geschleppt, aber begreifen konnte ich es kaum.

Der ehemalige Bischof bemerkte meine Skepsis und fing wieder an zu lachen.

»Ich weiß, daß es nicht zu glauben ist, aber er ist schlau, er hält sich versteckt, denn er will nicht von jedem gesehen werden. Wenn seine Zeit reif ist, zeigt er sich.«

»Und die ist jetzt reif?«

»Ja.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil ich seinen Ruf vernommen habe. Er hat mich tatsächlich gerufen, und ich bin hergekommen, um diesem Lockruf zu folgen. Zusammen mit Ihnen.«

»Gut, akzeptiert. Noch eine Frage, Herr Schneider. Müssen wir dann in den Sumpf hineinspringen?«

»Nein, das brauchen Sie nicht.«

»Wie tröstlich«, sagte ich nur.

Das wollte der Bischof nicht akzeptieren. Er winkte ab, und zwar sehr heftig. »Ob es tröstlich ist, wage ich nicht zu beurteilen. Ich kann mir vorstellen, daß es sogar besser für Sie wäre, in den Sumpf hineinzuhechten. Dann wäre alles okay gewesen. Das Schicksal, das Ihnen normalerweise bevorsteht, wenn Sie den Baum sehen, ist viel grausamer.«

»Können Sie das genauer beschreiben?«

»Lieber nicht«, flüsterte er, »lieber nicht.« Er wollte noch etwas hinzufügen, aber er hielt den Mund und reagierte jetzt anders. Er stand wie auf dem Sprung, dann streckte er seine Hand aus und wies mit dem rechten Zeigefinger auf die vor uns liegende Fläche.

»Er kommt«, flüsterte Roland Schneider. »Er ist bereits unterwegs. Er wühlt die Tiefe auf. Er hat uns längst bemerkt…«

Ich war von seiner Erklärung fasziniert und schaute ebenso wie er nach vorn.

Nein, zu sehen war nichts, denn die Fläche lag so glatt vor uns.

Selbst das Gras bewegte sich nicht stärker, sondern folgte nur den Geboten des Windes.

Die Fläche vor uns bestand nicht nur aus diesem harten Sumpfgewächs. Immer wieder gab es Lücken. Darin schimmerte das braune Wasser, und manche dieser Stellen sahen aus wie Augen, deren Blicke gegen den bedeckten Himmel gerichtet waren.

»Er steigt also aus der Tiefe hoch?« fragte ich bei Roland Schneider nach.

»Nichts anderes tut er.«

»Und weiter?«

»Sie müssen es abwarten, wenn Sie ihn sehen wollen. Aber ich sage Ihnen, er ist gefährlich, und Sie werden wohl nicht mit dem Leben davonkommen. Wenn Sie gläubig sind, dann beten Sie. Es könnten die letzten Worte in Ihrem Leben gewesen sein.«

Der Ernst in seiner Stimme war nicht zu überhören gewesen. Ich

fühlte mich angespannt, auf meinem Rücken rann wieder der Schweißtropfen nach unten, vielleicht war es auch ein neuer. Jedenfalls kam er mir vor wie ein Signal.

Ich spürte etwas.

Unter meinen Füßen schwankte der Boden leicht. Er mußte seine Festigkeit innerhalb von Sekunden verloren haben und war zu einem wirklichen Sumpf geworden.

Zugleich bewegte sich die Fläche vor uns.

Plötzlich schlug sie Wellen. Es beschränkte sich nicht nur auf das Wasser, auch die sumpfige Masse machte mit. Sie wurde in die Höhe gehoben und folgte den Gesetzen einer mächtigen, für uns nicht sichtbaren Kraft.

Ein Strudel entstand weiter vor uns. Das Wasser wurde hineingezerrt dann wieder hochgeschleudert als eine schmutzige Fontäne.

Und die Bewegungen unter unseren Füßen stoppten nicht. Der Untergrund schwankte, er wurde saugender. Als ich einen Blick vor meine Füße warf, da sah ich, wie dunkles Brackwasser aus irgendwelchen neu entstandenen Rinnen gesickert war.

Die Ausläufer dessen, was vor uns passierte, bekamen auch wir zu spüren, und es wurde immer gefährlicher, auf der Stelle stehen zu bleiben und zu warten.

Ich wollte zurückgehen, kam nur einen Schritt weit, denn plötzlich geschah das Unglaubliche.

Aus der Tiefe des Sumpfes erhob sich der unheimliche und unbegreifliche Judasbaum…

***

Auch für Harry Stahl, der in der letzten Zeit schon einiges erlebt hatte, war es kaum zu fassen. Aus den Augen des Killers strömte diese dicke Flüssigkeit, ein unheimlicher Sirup, dessen Existenz sich der Agent nicht erklären konnte. Aber er wurde an den Fall der Blutenden Bäume erinnert, denn dort waren diese seltsamen Säfte auch hervorgetreten.

Nur saß hier ein Mensch vor ihm. Das Zeug lief an seinem Gesicht entlang, fiel zu Boden, und jeder Tropfen schlug hart auf, im Takt eines besonderen Uhrwerks.

Stahl war ins Schwitzen geraten. Er fuhr immer wieder durch sein Gesicht. Sein Mund stand offen, während Rocky jaulte und noch immer an seinem Hosenbein zerrte, was der Mann kaum zur Kenntnis nahm, denn er wollte auch nicht weg.

Was er hier zu sehen bekam, war faszinierend, unglaublich und zugleich makaber.

Vor ihm blutete ein Mensch aus, ohne ein direktes Blut abzusondern. Mit der Flüssigkeit konnte Harry nicht viel anfangen. Sie war dunkel,

und sie schimmerte ölig.

Im Kopf des Mannes mußte sie einen großen Druck erzeugt haben, denn sie quoll nicht nur aus den Augen, auch der Mund und die Nasenlöcher wurden in Anspruch genommen. Die Flüssigkeit suchte sich ihre freie Bahn. Dabei blieben selbst die Ohrlöcher nicht verschont.

Zacharias blieb auf seinem Platz hocken. Er tat nichts. Er saß einfach nur da und hielt den Kopf gesenkt. Sein Mund stand offen, und er würgte das Zeug nicht mal hervor. Es floß einfach so heraus, als befände sich im Körper eine Quelle, die immer wieder für Nachschub sorgte.

Auf dem Boden hatte sich längst eine Lache ausgebreitet, die nicht versickerte und durch den Nachschub immer mehr anwuchs. Sie sah aus wie ein großer, dunkler Teller.

Die Luft in dieser primitiven Behausung war nicht mehr die gleiche geblieben. Sie roch anders, stank ätzend. Harry mußte ihn akzeptieren, aber er war nicht in der Lage, herauszufinden, wonach er stank. Es hatte mit verfaultem Fleisch zu tun, auch mit vermoderten Pflanzen. Er lag eben irgendwo dazwischen.

Rocky bellte!

Dieses scharfe Geräusch riß den Agenten aus seinen Gedanken. Er drehte den Kopf nach rechts, um den Hund anzuschauen. Beinahe glaubte er, in die Augen eines Menschen zu blicken, so hell und klar kamen sie ihm vor. Sie schickten ihm eine Botschaft. Sie zeigten den Willen zu überleben auf der einen und das Gefühl der Angst vor dem Kommenden auf der anderen Seite. Da Rocky nicht sprechen konnte, machte er Harry auf seine Weise klar, was er wollte. Er lief zum Ausgang, blieb dort stehen, bellte ins Freie hinaus, drehte sich wieder und nickte seinem neuen Herrn zu, doch endlich zu kommen.

Aber Harry blieb stehen. Er wußte, daß die Veränderung des Killers erst der Beginn war. Es würde weitergehen, und Harry wollte wissen, was mit dem Mann geschehen war.

Zuerst wollte er Rocky beruhigen. »Es ist alles okay, mein Freund. Wir schaffen es schon. Du brauchst wirklich keine Angst zu haben, mein Freund. Gemeinsam sind wir unschlagbar.«

Ob Rocky bellte, weil er überzeugt worden war, wußte Stahl nicht.

Es war für ihn auch nicht wichtig, denn er wollte sehen, was mit Bruno Zacharias weiterhin geschah.

Als er sich ihm wieder zugewandt hatte, weiteten sich seine Augen vor Überraschung. Der Mann hatte sich und seine Sitzhaltung zwar nicht verändert, aber es strömte nichts von dieser widerlichen, dicken und sirupartigen Flüssigkeit nach. Was vorhanden war, blieb noch. Nichts verdampfte, nichts breitete sich mehr aus. Die Füße waren von der Lache umgeben, und auch am Gesicht klebte noch das Zeug fest.

Vom Kinn fielen die letzten Tropfen nach unten. Sie sahen aus, als müßten sie sich erst von Gummibändern lösen.

Zacharias hockte auf seinem Sitzplatz. Ein Mensch oder eine Hülle? Harry konnte keine genaue Antwort geben; er dachte eher an eine Hülle, denn auch der letzte Rest der diesen Körper noch unter Kontrolle gehalten hatte, war aus ihm hervorgedrungen.

Der Geruch war einfach widerlich. Von der Lache strömte er in die Höhe. Es sonderte einen Gestank ab, in den sich auch der Blutgeruch gemischt hatte, so jedenfalls meinte Harry. Ihm war zwar nicht übel geworden, doch er stand dicht davor.

Auch der Hund hatte sich wieder beruhigt. Im Moment standen beide auf einer Insel der Stille, und nur sein Atmen und das Hecheln des Tieres waren zu hören.

Harry kümmerte sich zuerst um den Hund. »Okay, mein Freund, okay, du brauchst keine Angst zu haben. Es geht schon alles in Ordnung, glaub mir. Wir packen es.« Er schaute dem Tier in die Augen und glaubte plötzlich, in ein menschliches Augenpaar zu blicken, das zudem Trauer zeigte, als wäre Rocky voller unheimlicher Vorahnungen erfüllt, die mit dem Tod endeten.

»Ich werde mich jetzt um diesen Mann kümmern, Rocky, und dann sehen wir weiter. Ist das in deinem Sinne?« Er sprach zu dem Hund, wie zu einem Menschen.

Eine Antwort konnte er nicht verlangen, und Rocky verhielt sich auch still.

»Alles geht klar, alles wird wieder gut. Wir beide schaffen es.«

Nach diesen Worten drehte sich Harry wieder um. Er mußte sich jetzt um diesen Killer kümmern.

Zacharias saß noch immer auf demselben Platz. Auch der Blutverlust hatte ihn nicht so schwächen können, daß er umgekippt wäre.

Er hielt sich tapfer. Dennoch war Harry vorsichtig. Er näherte sich nur behutsam dieser Person, die seiner Meinung nach nur nach außen hin ein Mensch war, ansonsten aber mehr einer Hülle glich.

Er war ausgeblutet. Er mußte leer sein. Wer immer für diesen Austausch in seinem Körper gesorgt hatte, der hatte jetzt veranlaßt, daß es keinen Menschen, sondern nur eine Hülle gab. Und diese Hülle saß nach wie vor auf ihrem Platz, ohne sich zu bewegen. Harry stellte sich die berechtigte Frage, ob diese Gestalt sich auch noch so bewegen konnte wie ein Mensch.

Sollte er ihn ansprechen?

Er zögerte noch. In seinem Innern rumorte es. Er wußte nicht, ob er einen Fehler beging, aber er versuchte es dann.

»He, Bruno…«

Die Gestalt rührte sich nicht.

Auch bei zwei weiteren Versuchen traf sie keinerlei Anstalten, sich zu

bewegen, und Harry sah sich gezwungen, seinen Versuch aufzugeben. Aber nur ihn, denn er hatte mittlerweile seinen inneren Schweinehund überwunden und bewegte sich auf den »Mann« zu.

Er ging sehr langsam, wie jemand, der vor einem bestimmten Ziel Furcht hatte.

Es fiel ihm schwer, den Arm auszustrecken, um den Mann zu berühren. Ein. Blick fiel auf die Hände des Mörders. Sie sahen anders aus. Nicht mehr so glatt. Jetzt war die Haut von Falten und Rissen durchzogen und erinnerte an winzige Bäche, in denen sich noch die dunkle Flüssigkeit aus dem Körperinnern festgesetzt hatte.

Die Hände lagen auf den Oberschenkeln des Mannes. In dieser Haltung wirkte er wie ein frommer Mensch, der in sein Gebet vertieft war. Harry konzentrierte sich auf die Augen.

Leere Höhlen. Kein schwarzer Sirup war zu sehen, aber Harry konnte auch nicht durch den Kopf schauen.

Dann streckte er seine Hand aus. Er näherte sich dem Gesicht des Mannes. Zacharias rührte sich nicht. Er konnte auch nichts sehen – und zuckte nicht zusammen, als Harry die rechte Wange berührte.

Er blieb einfach sitzen, aber Stahl kam die Haut schon ungewöhnlich vor. Sie fühlte sich einfach anders an. Er suchte nach einem Vergleich und hatte ihn auch bald gefunden, denn die Beschaffenheit dieser Haut erinnerte ihn an die Zunge einer Katze.

So rauh war sie…

Die Flüssigkeit auf dem Boden sonderte jetzt einen anderen Geruch ab. Einen sehr bitteren und üblen Gestank, der sich schwer auf seine Atmung legte. Blieb nur eine Möglichkeit: Er mußte diese Behausung verlassen.

Harry trat wieder zurück und überlegte, wie er weiter vorgehen sollte. Was mit Bruno Zacharias geschehen war, ließ sich durch die reine Logik nicht erklären, da steckte schon mehr dahinter. Unheilige und unheimliche Kräfte hatten sich hier aufgebaut und waren jetzt wieder ins Freie gelangt, um ein Opfer zu finden.

Harry drückte seine Vermutungen über Magie zurück und dachte an etwas anderes. Er hatte auch einen Entschluß gefaßt. Es war wichtig, wenn er Bruno aus dieser Hütte herausbekam, ihn in seinen Kahn packte und mit ihm zurückruderte. In den Wagen setzen, mit der Firma in Verbindung treten, um dafür zu sorgen, daß diese Hülle in einem Institut untersucht wurde.

Das war am besten. Dann würde man sicherlich mehr über Zacharias' Veränderung herausfinden.

Von allein konnte der Mann nicht aufstehen. Harry unternahm noch einen letzten Versuch, um herauszufinden, ob noch Leben in ihm steckte und ob sich dieser Mann von allein bewegen konnte.

Er faßte nach dessen rechter Hand, hob sie an und ließ sie wieder

los. Sofort fiel der Arm wieder nach unten, und die Handfläche klatschte auf den Oberschenkel, wo sie auch liegenblieb.

Nein, von allein würde sich diese Hülle nicht mehr in Bewegung setzen.

Harry hatte seinen Bedenken inzwischen überwunden und zögerte keine Sekunde länger. Er schob beide Hände in die Achselhöhlen der Gestalt, dann holte er noch einmal tief Luft und zerrte die menschliche Hülle schließlich in die Höhe.

Trage ich einen Menschen oder eine Puppe, fragte er sich?

Es war eine Puppe mit menschlicher Haut. Harry spürte weder einen Herzschlag noch einen Pulsschlag. Bei dieser Gestalt war einfach alles anders geworden, und sie kam ihm auch nicht so schwer vor, als wäre der Mann noch normal. Sie hing zwar wie ein totes Gewicht in seinen Armen, aber das war auch alles.

Von allein konnte sich Zacharias nicht bewegen. Harry ging zudem davon aus, daß es mit der Karriere als Killer vorbei war.

Keuchend ging er zurück. Er wollte ihn nicht über den Boden zerren und bis zum Boot bringen, sondern ihn über seine Schulter legen und dann wegschleppen.

Dazu mußte er ihn anheben.

Harry Stahl versuchte es. Auf Rockys Knurren achtete er nicht.

Der Hund stand in Höhe des Ausgangs, war sprungbereit und wartete, daß etwas passierte.

»Na komm schon!« keuchte Stahl, der jetzt ebenfalls ins Schwitzen geraten war und merkte, daß diese Hülle doch nicht so leicht war, wie er es sich vorgestellt hatte.

Er schaffte es nicht.

»Scheiße!« fluchte Harry, als er einen zweiten Anlauf nahm, um den Mann hochzuzerren.

Wieder klappte es nicht.

Dafür bellte Rocky, und diesmal klang es wie eine Warnung des Tieres an den Menschen.

Harry hielt die Hülle fest und drehte den Kopf. Er wollte wissen, warum der Hund sein Verhalten geändert hatte, aber auch das bekam er nicht heraus.

Etwas anders kam ihm komisch vor.

Unter ihm bewegte sich der Boden!

Zuerst glaubte Harry an einen Irrtum. Vielleicht an einen Schwindel seinerseits. Das aber stimmte nicht, denn das Zittern des Bodens blieb auch weiterhin bestehen. Leicht, beinahe unmerklich, aber trotzdem nicht von der Hand zu weisen.

Erklären konnte Harry sich die Vibrationen nicht. Er hörte auch kein Rumoren aus der Tiefe. Dort krachte nichts zusammen, um Echos an die Oberfläche zu schaffen, es war nur einfach dieses seltsame

Vibrieren und Zittern, das sich Harry nicht erklären konnte.
Aber er wußte, daß er so rasch wie möglich die Hütte verlassen mußte. Eine Gefahr war im Anmarsch, eine Veränderung der Umgebung, die auch Rocky nicht verborgen blieb. Er scharrte mit den Beinen, er bellte heiser in die Hütte hinein, und jedes Bellen glich einem Warnruf, auf den der Mensch nicht hörte.
Harry zerrte den Mann hoch.
Nur ein Stück, mehr nicht. Dabei hatte er viel Kraft eingesetzt, und die Hülle hätte eigentlich in die Höhe geschleudert werden müssen, doch nach einem kurzen Stück schon sackte sie zusammen, als gäbe es dort einen Widerstand, der die Beine festhielt.
Harry schaute nach unten.
Und erschrak!
Aus dem Boden war tatsächlich etwas hervorgewachsen und hatte sich um die Knöchel des Killers geschlungen…

***

In diesem Augenblick, der sich so schrecklich in die Länge zog, hatte Harry mehr denn je den Eindruck, daß die Zeit für ihn nicht mehr existent war. Er steckte in einer Falle und zugleich in einem Vakuum. Die normale Realität war zu weit entfernt, und selbst die immer stärker werdenden Bewegungen des Bodens nahm er nicht mehr wahr.
Plötzlich reagierte er wieder normal, weil er auch den Schock überwunden hatte. Erst jetzt kam ihm zu Bewußtsein, was da unten tatsächlich passiert war.
Aus dem doch festen, wenn auch feuchten Boden waren Arme gekrochen, die beim ersten Hinschauen tatsächlich so aussahen, aber beim zweiten identifiziert werden konnten.
Nein, das waren keine Arme. Das waren dünne, biegsame und sehr starke Zweige, wie von einer Weide stammend, aus denen Körbe geflochten wurden. Sie hatten dem Druck des Bodens widerstanden, ihn kurzerhand aufgewühlt und sich dann an die Oberfläche geschoben, wie Pflanzen, die nach einem langen Winter nach Licht und Sonne gierten.
Und sie hörten nicht auf.
Sie krochen weiter aus der Tiefe hoch. Sie glitten an den Beinen entlang, dann, als sie die Waden des Killers erreicht hatten, drehten sie sich dort fest, wie Fesseln.
Dem Schlag in den Rücken konnte Harry nichts entgegensetzen.
Rocky hatte sich nicht anders zu helfen gewußt, als seinen neuen Herrn anzuspringen. Er wollte nicht, daß Harry etwas geschah, aber durch den harten Aufprall wurde der Agent nach vorn gestoßen, und die menschliche Hülle des Killers gleich mit ihm.
Beide fielen hin. Als Harry auf dem Boden landete, entstand für den

Bruchteil einer Sekunde eine Schreckensvision vor seinem geistigen Auge. Er sah sich auf der Erde liegen, umgeben von zahlreichen pflanzlichen Armen und Wurzeln, die nach ihm griffen und seinen Körper so stramm fesselten, daß sie ihm die Luft abdrückten und er elendig erstickte.

Diese Vision machte ihm nicht nur Angst, sie trieb ihn auch gleichzeitig an. Er wollte, er mußte sich wehren. Er würde sich dem Schicksal nicht ergeben, und deshalb ließ er die Hülle des Killers los, drehte sich zur Seite, um auf die Beine zu kommen.

Sein Blick erwischte dabei den Hund, der in seiner Nähe stand und scharf bellte. Aus dieser Froschperspektive kam ihm Rocky groß und mächtig wie ein Wolf vor. Das Tier wollte helfen, nur wußte es nicht, wie es damit beginnen sollte.

Harry kam hoch – und wurde erwischt!

Der aus dem Boden geschnellte Gegenstand kam ihm vor wie die Schnur einer Peitsche, die genau auf ihn gezielt worden war und ihn auch erwischt hatte.

Um seinen linken Oberschenkel hatte sich das lianenartige Gewächs geschlungen und festgezurrt. Harry spürte sofort den Druck, und er würde den Knoten aus eigener Kraft nicht lösen können.

Er selbst kam sich in den folgenden Sekunden vor wie aus Stein gegossen, weil er einfach nur dasaß und sich nicht vom Fleck bewegen konnte. Der Schock und die Angst hatten für diese Starre gesorgt, aus der Harry einen Ausweg suchte.

Noch konnte er in die Höhe kommen. Wenn dies auch mit Schwierigkeiten verbunden war. Um die Hülle des Killers kümmerte er sich nicht, er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Es klappte nicht ganz.

Zwar konnte er stehenbleiben, aber die verdammte Pflanze war so um sein Bein geschlungen worden, daß sie ihn nicht losließ und ihn sogar in ihre Richtung zerrte, so daß Harry in dieser schrägen Haltung bleiben mußte. Er verfluchte sich selbst, weil er vergessen hatte, ein Messer einzustecken. Das hätte ihm jetzt große Dienste erwiesen. Statt dessen schnellte eine zweite Pflanze wie eine Schlange aus dem feuchten Boden, holte noch einmal Schwung und konzentrierte sich auf das rechte Bein des Mannes.

In diesem Augenblick griff der Hund ein. Rocky hielt nichts mehr auf seinem Platz. Auch er fürchtete sich, aber er hatte diese Angst überwunden und sprang auf die Pflanze zu, die bereits das linke Bein des Mannes umschlungen hielt.

Rocky biß zu!

Er hackte dabei seine Zähne in das straff gespannte Stück zwischen Bein und Boden, zerrte wütend daran, biß noch einmal zu, knurrte – und schaffte es tatsächlich, die Pflanze zu zerbeißen.

Dann schnappte er nach der anderen, die sich um Harrys rechtes Bein hatte wickeln wollen, sich aber noch auf dem Weg dorthin befand. Der Hund bekam sie zwischen die Zähne, und wieder mußte er sich höllisch anstrengen und daran zerren.

Harry nutzte die Gunst des Augenblicks. Bevor noch weitere dieser zähen Pflanzenarme aus dem Boden dringen konnten, wuchtete Harry seinen Körper dem Ausgang entgegen. Er sprang dabei mehrmals in die Höhe und zog auch den Kopf ein.

»Rocky!«

Es hätte dieses scharfen Rufes nicht bedurft, denn er Hund wußte genau, was zu tun war. Auch er kannte nur noch die Flucht und war schneller als der Mensch. Dicht vor dem Ausgang überholte er Harry Stahl und hatte noch vor ihm die Hütte verlassen.

Draußen blieben beide stehen. Erst jetzt erlebte Harry die Nachwirkungen. Er fühlte sich zwar nicht am Ende, aber doch ziemlich groggy, zudem war er schweißgebadet und rang mit offenem Mund mühsam nach Luft. Dieser tödliche Kelch war soeben noch an ihm vorbeigegangen, und wenn Rocky nicht gewesen wäre, hätte es bitter für ihn ausgesehen.

Der Hund stand neben ihm.

Harry senkte den rechten Arm. Er streichelte Rockys dichtes Fell.

Das Tier gab für wenige Sekunden ein wohlig klingendes Knurren ab, dann wurde seine und auch Harrys Aufmerksamkeit wieder voll und ganz von der primitiven Behausung in Anspruch genommen.

Die Hütte stand.

Aber sie bewegte sich.

Die in der Erde und im Sumpf lauernden unheimlichen Kräfte und Mächte dachten nicht daran, aufzugeben. Sie drückten sich höher und höher. Sie hatten lange genug gewartet. Jetzt wollten sie sich zeigen. Es war ihnen nicht mehr möglich, noch länger in dieser Tiefe zu lauern, denn in der normalen Welt gab es Beute.

Harry staunte – oder war es Entsetzen, das sich auf seinem Gesicht abmalte? Er wußte es selbst nicht, denn durch den offenen Eingang der Hütte bekam er mit, was die anderen Kräfte mit dem Killer anstellten.

Zacharias wurde im wahrsten Sinne des Wortes von ihm geholt.

Der Hüttenboden war an verschiedenen Stellen aufgebrochen. Dort waren Zweige oder Äste an die Oberfläche getreten, die an helle Arme erinnerten. In ihnen steckte eine immense Kraft, der ein Mensch nichts mehr entgegenzusetzen hatte.

Er war zu einem regelrechten Spielball geworden, und es gab keine Stelle an seinem Körper, die noch nicht in Mitleidenschaft gezogen war.

Er schrie auch nicht. Er wehrte sich nicht, er war einfach nur noch

ein Ding, ein Gegenstand.

Über sein eigenes Schicksal dachte Harry Stahl nicht nach und auch leider nicht darüber, daß er auf einer Insel im Sumpf stand, für ihn war nur wichtig, was sich dort in der Behausung abspielte, denn der Boden stemmte sich plötzlich mit einer Brachialgewalt in die Höhe, der selbst dieser normale Druck nichts entgegensetzen konnte.

Er war aufgebrochen und hatte etwas entlassen, daß Harry an eine mächtige dunkle Zange erinnerte, was es allerdings nicht war, sondern starke schwarze Äste, ohne Laub, dafür dunkel und zugleich biegsam wie Gummi. Für sie war der Körper eine ideale Beute.

Sie packten zu. Sie zerrten die Hülle des Killers zu sich heran, und Harry sah auch, daß einige von ihnen wie lange Messer oder Lanzen wirkten, denn für sie bedeutete der Körper kein Hindernis mehr. Sie stachen einfach hindurch und traten auf der anderen Seite wieder zum Vorschein. So integrierten sie denjenigen, der schon durch den Blutaustausch zu ihnen gehört hatte.

Der Agent verstand die Welt nicht mehr. Aber er war auch kritisch genug, um sich einzugestehen, daß dies erst der Anfang war. Es würde und es mußte weitergehen. Hier waren die Gesetze der Natur auf den Kopf gestellt worden und gehorchten den Vorstellungen eines anderen.

Ja, eines anderen!

Ein Name huschte durch Harrys Kopf.

Mandragoro!

Er wußte über diesen Umwelt-Dämon Bescheid, wie John Sinclair ihn genannt hatte. Mandragoro war derjenige, der an den Menschen Rache nahm, die sich an der Umwelt vergangen hatten.

Hier sah es so aus, als hätte der Killer etwas Schreckliches getan, für das er nun büßen mußte. Für Harry war dies keineswegs der Fahrschein, um sich auszuruhen. Er konnte sich selbst gut vorstellen, daß es weiterging, und diese Insel das magische Zentrum war.

»Okay, Rocky, wir müssen weg, bevor es uns erwischt.« Er gab dem Hund einen leichten Klaps, der sofort begriff und sich zur Seite hin drehte.

Weit war es bis zum Boot nicht, aber die Strecke konnte verdammt gefährlich werden. Harry Stahl glaubte nicht daran, daß sich die unheimlichen Vorkommnisse allein auf den Teil beschränkten, wo die primitive Behausung stand, sie verteilten sich auf die gesamte Insel, und damit würden auch er und der Hund mit in den Kreislauf des Grauens einbezogen werden.

Das Boot stand im Schilf. Die durch den Boden ziehenden, unterirdischen und unheimlichen Kräfte waren durchaus in der Lage, den Verbund aufzureißen und für Wellen zu sorgen, die auch das Boot erfaßt und abgetrieben hatten.

Rocky hetzte neben ihm her. Er hätte sicherlich schneller laufen können, doch der treue Hund wollte seinen Herrn nicht im Stich lassen. Deshalb blieb er mit ihm auf einer Höhe.

Die Welt war dieselbe geblieben. Zumindest äußerlich. Für Harry Stahl hatte sie sich in diesen schrecklichen Augenblicken verändert.

Er konnte nicht mehr daran glauben, daß der Untergrund noch der gleiche war wie bei seiner Ankunft. Wenn er auftrat, kam es ihm vor, als hätte er in ein Loch getreten, das sich dann blitzschnell wieder um seine Knöchel schloß, so daß er Mühe hatte, den Fuß wieder anzuheben.

Er gab nicht auf.

Er lief und kämpfte weiter, denn das Laufen kam ihm allmählich wie ein Kampf gegen die Tücken der Umwelt vor. Selbst Rocky lief nicht mehr so leichtfüßig dahin. Auch er hatte Schwierigkeiten mit dem Untergrund, der zäh an seinen Pfoten klebte.

Sein heiseres und wütendes Bellen begleitete ihre Flucht über die kleine Insel hinweg.

Harry drängte es danach, einen Blick zurückzuwerfen. Er tat es nicht. Die Angst, Zeit zu verlieren, war einfach zu groß, und so eilte er weiter, innerlich stark angespannt und auf jede andere Begebenheit achtend. Deshalb fiel ihm auf, daß sich die Erde wieder unter seinen Füßen bewegte. Er hörte zwar kein Grummeln oder Donnern aus der Tiefe, aber diese Vibrationen bildete er sich ebenso wenig ein wie die in der Behausung des Killers.

Was daraus entstanden war, hatte er erlebt, und dieses Grauen breitete sich aus und schien ihn einzuholen.

Es war lebenswichtig, daß er noch schneller lief. Er trieb sich selbst und den Hund an. Seine Stimme war kaum zu verstehen, denn nur ein Keuchen drang aus dem Mund. Sogar bei ihm war die Zunge aus dem Mund hervorgeschlagen, da gab es kaum einen Unterschied zu seinem vierbeinigen Begleiter und Lebensretter.

Einmal hatte ihm Rocky das Leben gerettet. Ein zweites Mal würde es wohl kaum gelingen.

Harry rannte weiter. Die Angst peitschte ihn voran. Er wollte nicht mehr auf das verdammte Schwanken des weicher gewordenen Untergrunds achten, für ihn allein zählte der Gürtel aus hohem Sumpfgras, der die Insel bisher geschützt hatte.

Bisher, wohlgemerkt. Das konnte sich rasch ändern, da die anderen Kräfte einfach zu stark waren.

Harry sah den Gürtel bereits. Wegen seiner hektischen Laufbewegungen tanzte er vor seinen Augen auf und nieder.

Zur Angst gesellte sich noch das Pech. Plötzlich hatte er den Eindruck, auf ein Stück Eis getreten zu sein. Glatt wie Seife präsentierte sich der Untergrund, und der Agent schaffte es nicht

mehr, sich rechtzeitig genug zu fangen.

Sein rechtes Bein kam ihm vor, als sollte es vom Körper abgerissen werden. Zur Seite hin glitt es weg, und da gab es nichts mehr, an dem sich Harry hätte festhalten können. So fiel er hin und rutschte über den seifigen Boden noch ein Stück weiter, bevor er mit der rechten Gesichtshälfte zuerst in einer kalten Wasserpfütze landete.

Harry wußte, daß er sich hochrappeln und weiterrennen mußte.

Daß er es nicht sofort tat, hatte seinen Grund. Er horchte mit einem Ohr auf dem Boden, was unter ihm geschah.

Dieses unheimlich klingende Grummeln war ihm bisher nicht aufgefallen. Jetzt erinnerte es ihn an ein unterirdisches Gewitter, dessen Kräfte alles in Bewegung versetzt hatten und nichts mehr so in den Fugen ließen, wie es einmal gewesen war.

Rocky war ebenfalls stehengeblieben. Er schaute sich um. Er heulte, scharrte mit den Vorder- und Hinterpfoten und schleuderte mit Gras vermischte Erdbrocken in die Höhe.

Dann packte er zu, als wüßte er genau, daß nur er noch etwas retten konnte. Seine Zähne schnappten in die Kleidung des liegenden Mannes. Rocky setzte alle Kräfte ein, als er den Agenten in die Höhe zerrte.

Harry wußte genau, was der Hund vor hatte. Er unterstützte ihn so gut wie möglich und stemmte sich mit den Händen sowie den Beinen ab, damit er es Rocky nicht so schwer machte.

Taumelnd blieb er stehen. Mit weit geöffnetem Mund saugte er die feuchte Luft ein. Er fühlte sich schwach auf den Beinen, aber er mußte weiter, sonst war es um ihn geschehen.

Das war auch dem Hund klar. Immer wieder stieß Rocky ihn an.

Er drückte seine Schnauze in die Kniekehlen des Mannes, der dieses Zeichen verstand.

»Ja – weiter!« keuchte Harry, der zwar stand, aber eigentlich nicht mehr die Kraft hatte. So setzte er seine verzweifelte Flucht mehr stolpernd als laufend fort und sah sich dabei gezwungen, hin und wieder die Hände zu Hilfe zu nehmen, um sich abzustützen.

Der Grasgürtel war da. Zum Greifen nahe, aber so verdammt weit entfernt für ihn.

Das Boot konnte er nicht sehen. Er wußte auch nicht, ob Rocky und er genau die richtige Stelle erwischten oder den Kahn noch suchen mußten. Die Welt hatte sich in der letzten Stunde auch für ihn völlig gedreht. Aber der Überlebenswille war noch nicht erloschen.

So hetzte Harry Stahl weiter. Er hätte vor Freude beinahe aufgeschrien, als seine Füße in das Wasser platschten. Er sah das Gras, er spürte es, und auch Rocky warf sich mit einem gewaltigen Hechtsprung in diesen Gürtel hinein.

Der Schlamm unter den Füßen war weich, trotzdem zäh. Er griff

nach dem Flüchtling. Es war ein böser Schleim, der alles zu sich heranziehen wollte.

Verbissen kämpfte Harry gegen die andere Kraft an. Verzweifelt schon ruderten er mit den Armen, um sich freie Bahn zu verschaffen. Er wollte zudem das Boot sehen können. Kein Halm sollte ihm die Sicht auf diesen Rettungsanker nehmen.

Als Harry es sah, drang trotz seiner Erschöpfung ein Schrei des Glücks aus seinem Mund. Das Schicksal hatte es diesmal wirklich gut mit ihnen gemeint, denn das Boot lag nur wenige Meter nach rechts versetzt, leicht schauckelnd im Gras.

Trotzdem erreichte der Mensch und der Hund es nicht. Es hätte wohl auch keinen Zweck mehr gehabt, denn unter ihnen begann erst jetzt die wichtige Veränderung.

Harry riß beide Arme hoch, als er den Schlag bekam, den er diesmal nicht ausgleichen konnte. Er fühlte sich in die Höhe gestemmt, obwohl er den Kontakt mit dem schlammigen Untergrund nicht verloren hatte. Aber das Gefühl des Schwebens blieb. Es dauerte nicht lange, nur kam er sich vor, als läge er in der Luft, um dort von anderen Mächten gehalten zu werden. Harry kippte nach hinten. Er blieb auf dem Rücken liegen und konnte nicht mehr viel erkennen, weil ihm das Gras die Sicht nahm. Zwischen den Halmen hindurch schaute er zum Himmel, der direkt über ihm sogar blank geworden war, da ihn der Schein der Novembersonne putzte.

Neben ihm jaulte der Hund. Auch Rocky war durcheinander. Er wußte nicht mehr, wie er sich verhalten sollte.

Aber Harry merkte, daß sich etwas tat. Die Kraft aus der Erde hatte auf die Insel übergegriffen und drückte sie mitsamt ihrem sich darauf befindlichen Inhalt in die Höhe.

Es war beinahe schon lächerlich, aber Harry mußte sich mit der Tatsache abfinden.

Er wurde in die Höhe gestemmt. Und nicht nur er, auch die Insel machte diesen Vorgang mit. Sie war nicht mehr mit dem Sumpf verhaftet. Harry wußte, daß er dagegen nichts ausrichten konnte, so blieb er zunächst liegen, um nach wie vor in die Höhe zu starren, und er merkte auch sehr schnell die Veränderung in seinem Blickfeld.

Hatte er bisher die Wolken und auch die blanken Stellen am Himmel gesehen, so bekam er nun ein anderes Bild präsentiert, denn von irgendwoher schob sich etwas vor seine Augen, mit dem er einfach nicht zurechtkam.

Es waren die starren, toten Arme. Nach rechts und nach links gebogen wie Greifer, und er sah auch, daß an einer Stelle etwas zwischen diesen Armen klemmte.

Der Körper eines Menschen!

Harry hatte ihn sofort erkannt. Es war Bruno Zacharias, der von zwei

Ästen durchbohrt worden und gestorben war und nun in diesem kahlen Geäst hing wie ein übergroßer, toter und gefangener Vogel.

Wenn er sich bewegte, dann nicht mehr aus eigener Kraft, sondern weil der Wind an den Ästen vorbeistrich und dafür sorgte, daß sie anfingen zu zittern.

Zu fassen war es für Harry Stahl nicht. Er sah jedoch ein, daß er sich mehr um sich selbst kümmern mußte, obwohl mit ihm noch nichts passiert war.

Das ungewöhnliche Rauschen war ihm schon vorher aufgefallen.

Es hatte ihn an das Geräusch eines Wasserfalls erinnert, aber hier gab es weit und breit keinen. Da mußte schon etwas anderes passiert sein. Positiv war es sicherlich nicht, denn auch Rocky tat nichts mehr. Er hockte nicht weit entfernt von Harry auf dem Boden und zitterte.

Stahl erhob sich.

Nichts nahm mehr seine Sicht. Er konnte wieder normal schauen, auch wenn seine Augen leicht brannten.

Der Agent sah, was in den letzten Sekunden – oder waren es Minuten? – geschehen war.

Er befand sich noch immer auf der Insel. Er schaute auch gegen den sie umgebenden Sumpf, aber seine Sicht war nicht mehr so wie früher, er sah jetzt von oben auf ihn herab.

Von oben!

Harry war völlig fertig. »Das gibt es doch nicht«, würgte er hervor. »Das ist nicht möglich!«

Es stimmte. Er hatte sich nicht geirrt. Auch wenn er bei seinen Blicken die Richtung wechselte, er sah den Sumpf nicht mehr aus seiner normalen Perspektive, sondern tatsächlich von oben. Die gesamte Insel hatte sich aus dem Sumpf in die Höhe gedrückt, sogar die Reste der Hütte klemmten noch zwischen den Zweigen und Ästen.

Oder doch nicht?

Nein, etwas hatte sich verändert. Direkt unter ihm schimmerte dunkles Wasser wie ein Teppich aus Öl und Schmiere. Aber aus diesem Wasser hervor ragte ein dicker und relativ kurzer Baumstamm, von dessen oberen Ende keine Äste abgingen. Es waren andere Dinge, die einen Trichter bildeten.

Das Geäst wuchs erst aus den Spitzen der Gegenstände hervor, die den Trichter bildeten.

Zwei übergroße, riesige Hände…

***

Die Entfernung war nicht zu nah und auch nicht zu weit. Ich konnte sehr gut erkennen, was dort ablief, und es geschah nicht nur im Wasser, sondern auch auf einer dieser Inseln, die eben das Sumpfgelände bedeckten. Daß das Wasser aufschäumte und als Wellen

gegen meine Füße getrieben wurde, war nur zweitrangig. Wichtiger war dieses einfach unglaubliche Bild, das sogar eine Filmszene hätte sein können.

Aus der Tiefe des Sumpfes erschienen die riesigen, wirklich baumgroßen und bleichen Hände. Sie waren einander zugewandt, als wollten sie sich im nächsten Augenblick ineinander verkrampfen.

Aus den unnatürlich großen Kuppen der Finger wuchsen kahle Bäume hervor. Auch bei ihnen war das Astwerk gekrümmt. Die Spitzen bogen sich, so daß sie sich mit ihren Enden gegenseitig berührten.

Es war etwas, mit dem ich nie im Leben gerechnet hatte. Ich hatte mir auch keine rechte Vorstellung von einem Judasbaum gemacht, dieses Bild allerdings wäre mir nie in den Sinn gekommen, und da konnte ich nur staunen und den Kopf schütteln.

Daß dieser Baum nicht eben zu meinen Freunden zahlte, stand fest. Allerdings wußte ich nicht, was ich gegen ihn unternehmen sollte. Ich war zunächst nur zum Zuschauen verdammt.

Neben mir stand Roland Schneider, der ehemalige Bischof. Er wirkte wie jemand, der voll und ganz in ein Gebet versunken ist, aber er hielt die Hände nicht gefaltet, denn seine Arme wirkten wie starre Stöcke zu beiden Seiten des Körpers.

Es war nicht mal festzustellen, ob er atmete. Er stierte nach vorn, und auf seinem käsigen Gesicht hatte sich der Schweiß zu Tropfen gesammelt.

Der Baum wuchs noch weiter. Das heißt, er schob sich mit seinem dicken Stamm aus dem Sumpf hervor. Die Rinde war dunkel, beinahe schon schwarz, und an ihr rann das Wasser herab als eine graue Flüssigkeit.

Durch das Entstehen und Auftauchen dieses Baumes war das Wasser in Bewegung geraten. Die Brühe schwappte auf uns zu.

Längst waren unsere Füße naß geworden, darum kümmerten wir uns beide nicht, denn der Judasbaum schob sich höher und höher.

Oben am Himmel, und es sah so aus, als würde es schräg hinter ihm geschehen, drang die Sonne durch ein Wolkenloch. Der kalte Schein erwischte auch den Judasbaum. Er malte ihn an, er machte die Haut noch heller, und er ließ auch die Konturen schärfer hervortreten.

Was ich beim ersten Hinschauen nicht richtig hatte erkennen können, fiel mir jetzt auf. Das Astwerk sah normal aus, und irgendwo auch die gewaltigen Hände, aber meine Augen weiteten sich, als ich sah, woraus diese Hände bestanden oder aus was sie sich zusammensetzten.

Das waren Körper!

Menschliche Körper.

Ineinander so verwoben und verschlungen, daß sich diese Hände

hatten bilden können. Aber das war nicht alles. Im Geäst entdeckte ich einen weiteren Körper, der allerdings war von dem dunklen Geäst durchbohrt worden. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß noch eine Spur von Leben in ihm steckte.

Unglaublich, aber es war nicht das Ende, denn dort, wo die beiden riesigen Handballen zusammenwuchsen, sah ich eine Bewegung.

Dort richtete sich jemand auf.

Zuerst ein Mensch, dann ein Tier.

Ich erkannte einen Hund.

Und ich sah noch mehr, denn das Licht ließ mir die Chance. Den Mann kannte ich. Er gehörte zu meinen Freunden, und ich hätte beinahe den Boden unter den Füßen verloren, als ich Harry Stahl entdeckte…

***

Jetzt ging überhaupt nichts mehr. Ich wußte auch nicht weiter. Ich hatte plötzlich einen Riß bekommen. Ich schwebte im Vakuum und hörte ein zischendes Geräusch. Es stammte nicht von einem Fremden, sondern von mir selbst, so sehr drängte sich der Atem aus meinem Mund. Den alten Bischof hatte ich vergessen und konzentrierte mich ausschließlich auf die beiden Gestalten, den Mensch und das Tier.

Das war kein Halluzination, aber ich gestand mir ein, daß man mich an der Nase herumgeführt und sogar regelrecht verarscht hatte. Sir James, mein Chef, hatte noch davon gesprochen, daß selbst Harry Stahl in den Fall nicht eingeweiht worden war, und plötzlich sah ich ihn vor mir, auf einem Baum, der aus dem Sumpf emporgestiegen war.

Verdammt, Sir James hätte mir sagen können oder müssen, daß auch Harry Stahl mitmischte. So aber war ich ins kalte Wasser geworfen worden, stand noch auf dem Fleck und wußte instinktiv, daß ich hier nicht bleiben konnte, sondern zu Harry mußte.

Hinein in den Sumpf. Hin zum Baum gehen. Und zwischendurch vom Moor geschluckt werden.

Verdammt trübe und auch miese Aussichten.

Aber der Baum stand da. Er konnte sich nicht auflösen. Er hatte den Sumpf an einer bestimmten Stelle regelrecht aufgeräumt und mußte aus den schlammigen Tiefen an die Oberfläche gestiegen sein, wo er so beherrschend stand.

Ja, er beherrschte die Umgebung!

Er war ein Faktor der Macht. Unerklärlich und unfaßbar. Ein Baum, der möglicherweise lange Zeit in den Tiefen gelauert haben mußte und sich nun zeigte.

Lebte er?

Ich hatte mich wieder fangen und meine Gedanken von Harry Stahl und dem vierbeinigen Begleiter verdrängen können. So konzentrierte

ich mich stärker auf die mächtigen Hände, die normal aussahen, aber mir bei näherem Hinschauen nicht so vorkamen.

Daß in den Zweigen ein Mensch aufgespießt steckte, das hatte ich noch hingenommen. Er mußte auf seinem Weg nach oben ein Opfer gefunden und es mit aus dem Sumpf gezerrt haben.

Doch die Hände waren anders. Das sah ich nur, wenn ich sehr genau hinschaute. Es gab Handflächen, Handballen, auch die langen Finger mit den aus den Spitzen hervorschauenden Zweigen, das alles war völlig normal – annormal, aber es gab noch etwas anderes, über das ich stolperte.

Die Hände selbst. Denn sie waren aus bestimmten Dingen geformt, aus – und da irrte ich mich wohl nicht – Körpern.

Ja, sie setzten sich aus menschlichen Körpern zusammen, die dicht zusammengepreßt lagen und so die Hände formten. Dabei sah ich einen nackten Körper, dessen Kopf noch an der linken Seite des Handballens überlappte. Die Arme waren zurückgestreckt und hingen über. In seiner Nähe bewegte sich Harry und der Hund. Über deren Auftauchen war ich noch immer perplex.

Die Stimme des Bischofs störte meine Gedanken. »Das ist der Judasbaum«, flüsterte er. »Jetzt kennen Sie auch mein Geheimnis, Herr Sinclair. Jetzt haben Sie es gesehen. Ich werde zu ihm gehen, und ich werde mich ihm selbst opfern.«

Was er vorhatte, war mir im Prinzip egal. Nur sah ich nicht ein, daß ich ihn laufen ließ, ohne von ihm etwas über die Hintergründe erfahren zu haben. So ein Baum drang nicht einfach aus dem Sumpf hervor. Da mußten schon andere Gründe vorliegen.

»Sie werden nicht gehen, Herr Schneider«, sagte ich. »Noch nicht. Sie werden bleiben.«

Er lachte krächzend. »Und warum sollte ich bleiben?«

»Weil Sie mir noch einiges erklären müssen. Ich will wissen, was mit dem Judasbaum los ist, wie er überhaupt hat entstehen können, und in welch einer Verbindung Sie zu ihm stehen.«

»Es ist der Baum des Verräters.«

»Also Ihr Baum?«

»Ja.«

»Und weiter.«

Der Bischof lächelte. Er hatte sich verändert. Die Depression war verschwunden. Mir kam er vor, als wäre er erleichtert, diesen Baum zusehen. Wie jemand, der sündenfrei nun endlich ein neues Leben führen konnte.

»Der Baum paßt zu mir«, sagte er mit leiser und trotzdem fester Stimme. »Ja, er ist…«

»Zu einem Verräter geworden?« unterbrach ich ihn.

»Sicher. Wir sind beide ein Judas. Er und ich. Können Sie das

verstehen, Herr Sinclair?«

»Nein, noch nicht. Aber Judas setzte man mit einem Verräter gleich. Mich würde interessieren, wen Sie verraten haben.«

»Tja, das ist schwer zu sagen. Ich habe verraten und ich bin verraten worden.«

»Fangen wir mit Ihnen an. Wen haben Sie verraten?«

»Eine Frau, meine Geliebte. Die habe ich verraten. Ich habe eine Geliebte über Jahre hinweg gehabt, obwohl ich verheiratet gewesen bin. Ich habe dieses Doppelleben geführt, und meine Frau hat nichts davon mitbekommen. Keiner wußte etwas, keiner hat etwas geahnt, nur die Kräfte im Sumpf wußten Bescheid. Sie wollten, daß ich meine Geliebte opfere, sie dem Sumpf übergebe, weil es dort jemanden gibt, den ich als Satan bezeichne, obwohl ich nicht davon überzeugt bin, daß es der Satan gewesen ist. Mir fiel nur kein anderer Begriff ein.«

»Haben Sie es getan?«

Der ehemalige Bischof holte tief Luft. »Nein, ich habe es nicht getan, obgleich ich es versprach. Ich habe es einfach nicht übers Herz bringen können«, flüsterte er.

»Warum haben Sie es versprochen?«

»Weil alles herausgekommen wäre.«

»Verstehe«, sagte ich leise. »Sie steckten also in einer Klemme. Sie haben Ihre Geliebte nicht opfern können, aber Sie brauchten statt dessen einen Ersatz. Ist das so gewesen?«

In seinem Gesicht arbeitete es, als er nickte. »Ja, da sind Sie auf dem richtigen Weg.«

»Und wen haben Sie als Ersatz für Ihre Geliebte genommen, Herr Schneider?« fragte ich, obwohl ich die Antwort schon ahnte.

»Das wissen Sie doch.«

»Ihre Frau?«

Er schaute zu Boden. Ich wußte, daß er meine Frage damit bestätigt hatte. Er hatte seine Frau in den Sumpf geschickt, um mit seiner Geliebten allein sein zu können. Ein verdammt harter Streß für ihn, und in seiner Haut wollte ich auf keinen Fall stecken. »Warum Ihre Frau, Herr Schneider? War sie Ihnen so wenig wert? War Ihnen das Leben eines Menschen überhaupt etwas wert?«

»Doch – schon, aber Sie haben meine Frau nicht gekannt. Sie war schrecklich. Sie hat etwas geahnt. Sie hat mir Vorwürfe gemacht. Sie machte mir das Leben zur Hölle. Eines Tages konnte ich nicht mehr. Da habe ich ihr Schlaftabletten gegeben, sie in ein Boot gepackt und bin in den Sumpf gerudert. Ich habe sie dort hineingeworfen. Ich habe zugeschaut, wie sie verschwand, und ich habe gesehen, wie sie noch einmal hochkam.« Er schüttelte sich. »Es ist furchtbar gewesen, grauenhaft. Ihre Augen werde ich nicht vergessen. Sie kamen mir beim Auftauchen so groß vor, so wissend, obwohl sie vielleicht schon

tot war, aber es war nun mal geschehen, und ich konnte es nicht mehr rückgängig machen. Ich bin dann wieder verschwunden und lebte mit der anderen heimlich zusammen, wobei ich meine Arbeit zur Verfügung stellte.«

Es gab immer wieder neue Überraschungen im Leben, so auch jetzt. Menschen waren, sind und blieben ein Rätsel. »Ich kann mir vorstellen, daß Sie nach Ihrer Tat nicht glücklich gewesen sind, Herr Schneider. Schließlich gibt es noch so etwas wie ein Gewissen. Oder waren Sie schon so abgebrüht, daß Sie daran nicht gedacht haben?«

»Auf keinen Fall«, flüsterte er. »Ich war nicht abgebrüht. Ich habe mein Gewissen schon gespürt. Es war eine schlimme Zeit für mich und auch für die Frau. Sie konnte es mit mir nicht mehr aushalten und ist dann verschwunden. Bei Nacht und Nebel tauchte sie ab.«

Er hob die Schultern. »Nun ja, sie war um einige Jahre jünger als ich, und so war ich allein mit meinen Gedanken, mit meiner Reue, mit meinem Gewissen und den quälenden Vorstellungen.«

»Das kann ich Ihnen gut nachvollziehen«, gab ich zu. »Aber ich möchte noch mal auf den Sumpf und diesen Baum zu sprechen kommen. Sie haben doch Ihre Frau nicht einfach in den Sumpf hineingeworfen. Jemand hat von Ihnen ein Opfer verlangt. Mich würde interessieren, wer das gewesen ist. Wer hat Ihnen befohlen oder gesagt, daß Sie einen Menschen opfern sollen?«

»Ich habe ihn Satan genannt.«

»Was nicht stimmt.«

»Wahrscheinlich nicht.«

»Also gut. Wer war es dann? Der Judasbaum, die beiden Hände, die aussehen, als wären sie Körper oder würden sich aus Körpern zusammensetzen? Wer hat es gesagt, Herr Schneider?«

»Die Macht im Sumpf?« flüsterte er.

»Hatte Sie einen Namen?«

»Nein oder ja. Ich weiß es nicht. Sie befahl mir, es zu tun. Sie herrschte hier. Sie wollte Opfer.«

»Moment mal«, sagte ich. »Ihre Frau ist nicht die einzige Person, die Sie in den Sumpf geworfen und damit getötet haben?«

Der Mann neben mir senkte den Kopf. Er verkrampfte seine Hände ineinander. Er schluckte, und er sah aus wie jemand, der nach Worten sucht.

»Wie viele, Herr Schneider?«

»Ich weiß es nicht.«

»Also nicht nur Ihre Frau?«

»Richtig.«

»Und warum?«

»Weil ich es tun mußte. Er hat es verlangt. Er hat mich gezwungen. Er hat mich erpreßt. Er wollte alles auffliegen lassen, und so ist es

dazu gekommen. Aber auch ich bin nur ein Mensch, und ich habe meine Grenzen. Irgendwann ist es mit der Belastbarkeit vorbei. Dann geht nichts mehr. So war es auch bei mir. Ich konnte so nicht mehr weiterleben. Ich habe an Selbstmord gedacht, es wäre doch so einfach gewesen.« Er hob die Schultern. »Aber ich konnte es nicht tun. Mir fehlten der Mumm und der Mut. Und so entschloß ich mich, einen Brief zu schreiben und um Hilfe zu bitten.«

»Haben sie in diesem Brief Ihre Taten zugegeben?«

»Nein, das nicht. Ich wollte Hilfe. Ich wollte jemanden bei mir haben, der stark ist. Sie sind gekommen, Herr Sinclair.«

»Und mich wollten Sie auch wieder wegschicken. Warum?«

Er winkte ab. »Weil mir plötzlich die Sinnlosigkeit meines Tuns bewußt geworden ist. Als Sie zu mir kamen, da habe ich mich schon entschlossen, mich selbst umzubringen. Ich wäre sobald Sie verschwunden waren, in den Sumpf gegangen…«

»Wer waren diese Menschen?«

»Wanderer, denke ich.«

»Und das taten Sie schon seit Jahren?«

»Richtig«, flüsterte er. »Schon zu Zeiten der alten DDR.«

Ich hätte mir am liebsten an den Kopf gefaßt und ihn durchgeschüttelt. Das war kaum zu fassen, was man mir da sagte. Dieser Mann, der so verloren neben mir stand, war ein mehrfacher Mörder. Okay, er war auch mal jünger gewesen, zu den Zeiten der DDR, aber auch in diesem totalitären System war er nicht aufgefallen.

»Haben die damaligen Machthaber Sie denn in Ruhe gelassen?« fragte ich. »Ich meine, es war nicht einfach…«

Er unterbrach mich. »Sie irren sich. Ich war nie einer der Mutigen, verstehen Sie?«

»Nein.«

»Ich habe mich arrangiert, und deshalb wurde ich von dem System in Ruhe gelassen. Nach der Wende hat man mich dann einfach vergessen. Ich bin durch das Netz geschlüpft. Außerdem habe ich mich nie durch Aktivitäten hervorgetan, und dieses Land hier ist nicht eben dicht bevölkert.«

»Ja, das habe ich bemerkt. Die Einsamkeit ist wirklich außergewöhnlich.« Ich hätte ihm noch zahlreiche Fragen stellen können, das ließ ich zunächst und deutete wieder auf den Judasbaum, der im Sumpf stand und von einer dunklen Lache umgeben wurde. »Sie haben sicherlich den Mann und den Hund dort gesehen.«

»Natürlich.«

»Kennen Sie ihn?«

Der ehemalige Bischof schüttelte den Kopf. »Ich kenne weder ihn noch den Hund. Wieso? Wer ist er?«

»Lassen wir das. Nur steht fest, daß wir zu ihm müssen. Zu ihm und

dem Baum. Das wiederum bringt mich zu einer weiteren Frage. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, hat Ihnen jemand befohlen, diese Taten auszuführen. Sie haben von einer Kraft gesprochen, von einem ER. Können Sie mir genauer sagen, um wen es sich bei diesem ER handelt?«

»Sie kennen meine Antwort.«

Ich winkte ab. »Nein, Herr Schneider. Sie haben die Kraft Satan genannt. Das glaube ich nicht.«

»Was soll ich sonst sagen?«

»Haben sie nie darüber nachgedacht?«

»Das schon. Und ich weiß auch, daß dieser Sumpf in früheren Zeiten nicht immer so ruhig gewesen ist wie heute. Da hat man ihn regelrecht benutzt, wie Sie sich vorstellen können.«

»Noch nicht ganz.«

Sein Blick zeigte Verwunderung, als er sagte: »Haben Sie nie von wilden Müllkippen gehört, die es damals hier gab? Nicht nur Bitterfeld ist so ein Ort gewesen. Auch hier hat man abgekippt und die Natur zerstört. Dieser dunkle Teppich aus Flüssigkeit dort um den Baum herum. Er war früher wohl tief im Sumpf versteckt. Ich möchte das Ergebnis der Analyse nicht sehen. Jetzt ist es wieder an die Oberfläche gekommen, und zwar mit einer gewaltigen Macht. Der ganze Unrat ist hochgespült worden, aber ich wußte, daß es ihn schon vorher gab. Und ef lebt, Herr Sinclair. Er hat tatsächlich gelebt, so seltsam sich das auch anhören mag. Ich habe es deutlich gespürt.«

»Ihre Wange?«

»Ja. Einmal, als ich wieder jemanden wegbrachte, da kam ich mit ihm in Berührung. Aus dem Wasser schoß etwas hervor. Es klatschte in mein Gesicht, riß mir die Haut auf, und so entstand die Wunde, die nie wieder zuheilen wird. Ich werde Sie als ein Mal des Verräters behalten, bis zu meinem Ende.«

»Wer ist dieser ER?«

»Vielleicht ein Monster…?«

»Ohne Namen?«

»Ich kenne keinen.«

Mein Blick fiel wieder über die Fläche hinweg. Zwischen uns und dem Baum bewegte sich das Wasser so gut wie nicht, abgesehen von einem leichten Kräuseln, das der Wind auf der Oberfläche hinterließ. Ansonsten war sie sehr ruhig. »Und der Name Mandragoro ist Ihnen noch niemals in den Sinn gekommen?«

»Nein!« Er hatte spontan geantwortet. Es konnte einfach keine Lüge sein. »Wie kommen Sie darauf?«

»Es war nur eine Frage.« Auch wenn mir Roland Schneider negativ geantwortet hatte, so wollte ich es nicht akzeptieren. Mandragoro hatte seine Fühler überall ausgestreckt. Für ihn gab es keine Grenzen.

Ich hatte ihn in Manila ebenso erlebt, wie in meinem Heimatland oder auch in Deutschland. Er war ein Dämon, der sich mit der Natur verbunden fühlte und die Umwelt liebte. Er haßte es, wenn auch nur Fragmente oder Teile seines Reichs zerstört wurden. Ging diese Zerstörung zu weit, dann schlug er zurück. Das hatten meine Freunde und ich schon mehr als einmal erleben müssen.

Er hatte Menschenopfer gewollt. Er hatte sich einen Diener gesucht. Auch das paßte zu ihm. Mandragoro nahm keine Rücksicht.

Er zahlte mit gleicher Münze zurück. Mein Verhältnis zu ihm war sehr zwiespältig. Im Prinzip mußte er für mich in Feind sein, und ich auch für ihn. Aber wir hatten gelernt, uns zu akzeptieren. Solange ich ihm nicht direkt in die Quere kam, ließ er mich in Ruhe, weil er wußte, daß ich im Prinzip auf seiner Seite stand. Mandragoro war eben nicht einzuordnen, und es gab ihn in zahlreichen Facetten.

Man konnte manchmal den Eindruck bekommen, als wäre es ihm gelungen, sich zu teilen und sich dabei über den gesamten Erdball zu zerstreuen, um an gewissen Punkten – diesen hier eingeschlossen – Wache zu halten. Für ihn war auf seinem Gebiet so gut wie nichts unmöglich, und deshalb konnte es ihm auch gelungen sein, diesen mächtigen und gleichzeitig unerklärlichen Baum zu bilden, eben den Judasbaum.

»So rächt sich Mandragoro«, murmelte ich.

»Was haben Sie gesagt?«

Ich winkte ab. »Schon gut. Da ich jetzt weiß, um was es geht, können wir weitermachen.«

»Sie wollen demnach noch immer dorthin?«

»Natürlich. Ich muß dahin, Herr Schneider. Zudem kenne ich den Mann, der sich dort auf dem Handteller bewegt. Er ist mein Freund. Wir haben so manchen Fall Seite an Seite gelöst, aber ich weiß nicht, wie er in diese Sache hineingestolpert ist.« Meine Augen verengten sich, als ich auf das Ziel schaute. »Aber ich werde ihn fragen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Wie Sie meinen, Herr Sinclair. Nur werde ich dabei sein.«

»Wo steht ihr Boot?«

»Kommen Sie mit.« Ohne ein weiteres Wort hinzufügen, drehte sich der ehemalige Bischof um und ging vor mir her. Ich schaute auf seinen gebeugten Rücken, lauschte dabei dem Patschen unserer Schritte, denn der Untergrund war jetzt mit zahlreichen Pfützen bedeckt, die das abfließende Wasser hinterlassen hatte.

Das war keine feste Erde, auf die ich trat. Ich hatte den Eindruck, als würde der Boden schwanken, aber das lag wohl nur an seiner für mich ungewohnten Weichheit.

Roland Schneider hatte alles gut vorbereitet und auch sein Boot versteckt. Es lag im dichten Ufergras und war erst dann zu sehen,

wenn sich jemand in seiner unmittelbaren Nähe befand. Selbst als Schneider stehenblieb, mußte ich schon sehr genau hinschauen, um es überhaupt erkennen zu können.

»Kommen Sie, Herr Sinclair«, sagte er und wollte einsteigen.

»Moment noch.« Ich hielt ihn zurück, obwohl auch bei mir die Zeit drängte. »Ob Sie es verdient haben oder nicht, das mag ich nicht zu beurteilen«, sagte ich und schaute dabei in sein staunendes Gesicht.

»Aber ich möchte Sie warnen und bitten, sich es noch einmal genau zu überlegen, ob Sie mit mir fahren wollen oder nicht.«

Er schaute zu Boden. Er hob dabei auch die Schultern und räusperte sich.

»Nun?«

»Ich werde fahren«, sagte er und war dabei noch blasser geworden. »Einmal muß es ja sein. Ich weiß nicht, ob ich noch einmal als lebendiger Mensch hier an diesen Ort zurückkehre, aber ich werde mit Ihnen fahren und mich stellen.«

»Gut. Ihnen ist auch klar, daß ich für Ihre Sicherheit nicht garantieren kann?«

»Das versteht sich.«

»Dann steigen Sie ein.«

Er mußte den alten Kahn frisch gestrichen haben, denn beim Einsteigen drang mir der Geruch von Farbe in die Nase. Ich wollte den alten Mann nicht rudern lassen. Er löste das Tau, das er um den Stamm einer schief wachsenden Birke gebunden hatte, die längst keine Blätter mehr hatte.

Bevor er ruderte, schaute ich zurück.

Harry hatte seinen Platz nicht verlassen, und auch der Hund hielt sich noch bei ihm auf. Für einen Augenblick dachte ich darüber nach, ihn anzurufen, aber ich nahm davon Abstand. Ich wollte erst näher heran an den Gegner.

Als ich daran dachte, mußte ich schlucken. Ja, er war ein Gegner, ein Feind, und er war verdammt mächtig, auch von seiner Größe her. Hätte mich jetzt jemand danach gefragt, ob ich optimistisch war, den Kampf zu gewinnen, hätte ich ihm keine konkrete Antwort geben können.

Ich hatte die beiden Ruder festgehakt, tauchte sie ein, spürte, daß die Blätter über den schlammigen Grund schleiften, zog trotzdem durch, damit unser Boot in schaukelnde Fahrt geriet.

Der ehemalige Bischof saß mir gegenüber. Er sah aus wie ein Mann, den das schlechte Gewissen plagte. Er nickte vor sich hin und sagte einen Satz, der nicht unbedingt eine Lüge sein mußte. »Es kann für uns beide eine Fahrt in den Tod werden, Herr Sinclair.«

Ich ersparte mir die Antwort…

***

Es war der Augenblick, in dem auch ein Mann wie Harry Stahl Angst bekam. Er kriegte zu spüren, wie hilflos ein Mensch gegen die Mächte der Natur war, dabei handelte es sich hier nicht mal um eine Überschwemmung, eine Lawine oder ein Erdbeben. Er war in eine Falle hineingeraten, die zusammen von einer dämonischen Kraft und auch der Natur aufgebaut worden war.

Damit kam er nicht zurecht.

Aber er mußte es akzeptieren.

Riesig wuchsen die leicht gekrümmten Hände über ihm hoch. Die Leiche hatte sich im Astgestrüpp über den Fingern verfangen. Zacharias, der Killer, hatte es hinter sich. Wie er in der Hütte von der anderen Kraft überfallen worden und wie er in seinen Zustand hineingeraten war, wußte Harry nicht. Er wollte es auch nicht wissen, denn das Kapitel Zacharias war für ihn abgeschlossen.

Jetzt ging es um ihn. Um seine Person und um die Angst, die ihn durchfloß. Sie war wie ein unsichtbarer und glühender Bohrer, der sich tief in sein Inneres gefressen hatte und sein Ziel genau im Zentrum des Herzens fand.

Er hörte es schlagen. Nicht normal, sondern wild und hämmernd.

Immer wieder pumpte es, und die Angst in ihm nahm mit jedem Herzschlag zu.

Noch etwas anderes spürte er.

Der Schweiß drang ihm bei jedem Schlag aus den Poren. Er lief an seinem Gesicht entlang wie dicker Saft und hatte selbst die Kleidung von innen her klebrig gemacht.

Seine Kehle war trocken. Im Magen drehte sich etwas immer wieder im Kreis. Er wurde mit dem Gefühl nicht so recht fertig, aber es sorgte zugleich für ein Zittern der Arme und der Hände.

Selbst der Hund konnte sich nicht mehr beherrschen. Sein vierbeiniger Lebensretter lief hin und her, knurrte, bellte mal und wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Auch Harry suchte verzweifelt nach einer Chance, dem Schrecken zu entfliehen. Es gab nur die Möglichkeit, nach unten zu springen.

Das aber würde er sich schwer überlegen, denn in der Tiefe lauerte nicht nur das dunkle Wasser, auch wenn es so aussah, sondern auch der Sumpf und damit der Tod.

Manchmal waren seine Glieder taub. In den Fingerspitzen war kaum noch Gefühl. Die Lippen schienen ausgetrocknet zu sein.

Die andere Entdeckung ließ sich einfach nicht aus der Welt schaffen, denn innerhalb des Ballens sah er einen Frauenkörper, der mit diesem Untergrund stark verwachsen war und dabei sogar aus ihm hervorging.

Der Körper war in seiner unteren Hälfte mit dem Handteller verwachsen. Der obere Teil ragte hervor, natürlich auch die Arme,

und sie waren zurückgedrückt worden und lagen wie zwei bleiche, knotige Äste auf dem Handballen.

Harry hatte sich zuerst nicht getraut, einen Blick auf das Gesicht der Toten zu werfen. Jetzt aber fand er den Mut.

Es war das Gesicht einer nicht mehr ganz jungen Frau, aber es lag auch nicht direkt auf dem Untergrund, sondern war schon zur Hälfte und bis zu den Ohren hin mit ihm verwachsen. Stahl konnte sich gut vorstellen, daß es irgendwann einmal nicht mehr zu sehen war.

Da hatte es der Ballen dann wohl integriert.

Wie auch die anderen?

Eine Frage, auf die er keine konkrete Antwort geben konnte. Die Finger sahen zwar normal aus, aber irgendwo waren sie auch unnormal, denn sie machten auf ihn den Eindruck, als gehörten sie zu irgendwelchen Körpern, die sich hineingedrückt hatten, wo jetzt irgendwelche Wülste nach oben standen und hervorschauten.

Leichenfinger?

Finger aus Leichen?

Harry schüttelte über sich selbst den Kopf. Er wollte es nicht akzeptieren, aber er fragte sich immer wieder, warum er noch nicht in diesen verdammten Baum integriert war und man ihn sowie den Hund noch frei herumlaufen ließ.

Harry hatte auch die Luft in dem Sumpfgebiet kennengelernt. Hier oben war sie nicht mehr mit der anderen zu vergleichen, denn vom Grund her stieg etwas hoch, mit dem der Agent nicht zurechtkam.

Das war kein für den Sumpf typischer Geruch, sondern eher der Gestank wie auf einer wilden Müllkippe.

Es roch nach Öl. Nach altem Müll, nach Gift und nach Chemikalien.

Eine moderne Hölle!

Stahls Lippen zeigten ein kantiges Lächeln, als er daran dachte.

Die moderne Hölle bereiteten sich die Menschen durch das Wegwerfen ihres Abfalls selbst. Sie nahmen auf nichts Rücksicht, die Natur war für einige von ihnen einfach nicht vorhanden oder nur ein riesiger Trichter, der ihren Dreck aufnahm.

Nein, die Leute irrten sich. Die Natur würde den Dreck nicht immer und ewig fressen. Einmal war Schluß, und dieser Punkt war nun erreicht, zumindest hier im Moor.

Zudem konnte sich die Natur auf einen mächtigen Helfer verlassen, eben auf Mandragoro, den Umwelt-Dämon, der sich wie ein Wächter über den gesamten Erdball zu verteilen schien.

Harry wußte über ihn Bescheid. Sein Freund John Sinclair hatte schon des öfteren mit ihm zu tun gehabt, und den wünschte er sich herbei, denn er wußte auch, daß Mandragoro und Sinclair ein besonderes Verhältnis zueinander hatten.

Sie akzeptierten sich, obwohl sie auf verschiedenen Seiten standen.

So etwas gab es im normalen Leben ebenfalls. Bei Sinclair und Mandragoro war es eben extrem. Bei den beiden gab es sowieso nichts, was nicht extrem gewesen wäre.

Rocky kam zu ihm. Auch sein heftiges Hecheln hatte sich wieder beruhigt. Der Hund preßte seinen Körper gegen Harrys rechtes Bein, als suchte er dort Schutz, den ihm der Mensch leider nicht geben konnte. Dennoch streichelte Harry das Tier und sprach mit beruhigenden Worten auf Rocky ein, damit er nicht durchdrehte.

»Wir beide müssen uns etwas einfallen lassen, mein Freund, sonst sehen wir verdammt alt aus.«

Rocky bewegte den Kopf, als wollte er zustimmend nicken. Einen Moment später knurrte er, weil er und auch Harry über ihren Köpfen ein Geräusch gehört hatten.

Äste waren dort in Bewegung geraten. Sie vernahmen das leise Knacken und schauten sofort nach oben.

Über ihnen tat sich tatsächlich etwas. Da bewegte sich plötzlich der Tote im Geäst. Bruno Zacharias war zu einem Spielball des Baumes geworden. Er rutschte nach unten, fiel in schmale Astgabeln hinein, wurde von ihnen abgefangen, aber nicht gestoppt, so daß er seinen Weg nach unten weiterging.

Harry Stahl schaute mit offenem Mund zu. Eine Erklärung konnte er nicht geben, denn was sich da tat, das war schon unwahrscheinlich, denn alle Äste befanden sich in Bewegung. Sie schoben sich die Leiche gegenseitig zu, sie trugen die Verantwortung für den Weg in die Tiefe, und so rutschte der Körper in Etagen den Fingerkuppen entgegen.

Harry war von diesem Vorgang dermaßen fasziniert, daß er sein eigenes Schicksal darüber vergaß und nur Augen für den unheimlichen Vorgang hatte.

Die dunklen, blattlosen Zweige brachen nicht. Sie bogen sich nur durch oder wippten, wenn das Gewicht des toten Killers auf ihnen lastete. Als Gegenreaktion drückten sie den Körper wieder weiter, fingen ihn dann ab, um ihn weiterhin in die Tiefe gleiten zu lassen.

Sie streckten sich schon jetzt wie große Klauenhände, obwohl die wahren Hände noch ein Stück unter dem fallenden Körper lagen.

Auch die Finger blieben nicht mehr ruhig. Sie alle bewegten sich von den beiden Seiten aufeinander zu, was selbst der auf den Handballen stehende Harry Stahl bemerkte, denn unter seinen Füßen veränderte sich das Material, und er spürte sehr deutlich die Spannung, die sich durch die Handballen zog. Er schaute nach unten. Dort veränderte sich das, was er als Haut ansah, aber sicherlich keine war, denn es erinnerte ihn mehr an Rinde.

Der Untergrund war bleich und relativ hart. Die Spannungen zu seinen Füßen hörten auf. Harry blickte wieder nach oben – und mußte schlucken.

Der Körper des toten Killers hatte das Gestrüpp verlassen und war in die Lücke zwischen dem Zeige- und dem Mittelfinger der linken Hand hineingeglitten und klemmte dort fest, wo die beiden Finger zusammenwuchsen.

Er war nicht zur Seite weggefallen, sondern so in den Spalt hineingerutscht, daß seine Füße noch Halt gefunden hatten. So lehnte der Tote mit dem Rücken gegen den Zeigefinger, der starr blieb, im Gegensatz zu dem anderen.

Der bewegte sich plötzlich.

In der oberen Hälfte krümmte sich der mittlere Finger der linken Hand und bildete so etwas wie ein kleines Dach, als wollte es sich schützend über den Kopf des Toten stellen.

Daran konnte Harry nicht glauben. So etwas passierte sicherlich nicht. Da hatte die Klaue etwas anderes mit ihm vor, und Harry irrte sich nicht, denn der Mittelfinger knickte weiter ein und näherte sich immer mehr dem Kopf der Leiche.

Wenige Augenblicke später geschah das Unglaubliche. Harry hielt den Atem an, als er das sah, denn die Kuppe des gewaltigen Mittelfingers drückte gegen den Kopf der Leiche. Sie preßte ihn nicht zusammen. Harry hörte nicht das Knacken oder Brechen irgendwelcher Knochen, nein, der Finger drückte noch weiter zu und sorgte dafür, daß diese menschliche Hülle in die Hand integriert wurde.

Der Zeigefinger, gegen den der Tote lehnte, fraß ihn. Er wurde integriert und verschwand. Dabei beulte sich der Finger aus. Das Holz war plötzlich weicher geworden, aber es spie sein Opfer nicht mehr aus. Es blieb in dem Finger, aber es war nicht völlig verschwunden, denn ungefähr in der Mitte zeichnete sich noch sein Gesicht ab, auch nur bei genauem Hinschauen zu erkennen.

Harry Stahl begriff die Welt nicht mehr. Was er da gesehen hatte, konnte man nicht erklären, zumindest wußte er keine Worte zu finden. Aber er hatte es gesehen und sich nicht geirrt!

Die Hand hatte das erste Opfer verschluckt, als wäre die Leiche für sie so etwas wie eine Nahrung gewesen. Und Harry hatte zugleich erlebt, welches Schicksal ihm möglicherweise noch bevorstand, denn er würde einem Finger auch keinen Widerstand entgegensetzen können. Zwar war er bewaffnet, sogar mit zwei Pistolen, aber ob er normale Kugeln verschoß oder geweihtes Silber, er glaubte nicht, daß er das Grauen damit stoppen konnte.

Der Zeigefinger der linken Hand blieb senkrecht. Der Mittelfinger aber richtete sich nicht wieder auf. Er zeigte nur mehr nach vorn, als wollte er Harry damit andeuten, daß der das nächste Opfer war.

Und es ging weiter, denn es gab noch andere Finger. Zunächst bewegten sich nur die der linken Hand, denn dort senkten sich der

Ringfinger ebenso wie der kleine Finger.
Harry Stahl hielt den Atem an. Er wußte, daß er diesmal gemeint war, und da brauchte die rechte Hand nicht einmal zu reagieren.
Dennoch sprang er auf deren Ballen, wo er auch stehenblieb und sich für einen Moment dem Gefühl einer trügerischen Sicherheit hingab.
Daß sich die anderen Finger auch weiterhin bewegten, merkte er unter seinen Füßen, wo die ungewöhnliche Haut ebenfalls nicht mehr ruhig blieb, sondern sich spannte. Denn auch die Finger der rechten Hand beugten sich jetzt herab, als wären sie gewaltige Stahlträger, die alles zerdrücken wollten.
Harry blickte hoch.
Sie kamen.
Sie lagen zusammen, sie bildeten so etwas wie ein Dach, das sich immer weiter nach unten senkte. Harry konnte sich ausrechnen, wann es ihn erwischen würde.
Er murmelte eine Verwünschung und bemerkte, daß genau in diesem Augenblick Rocky den Kopf anhob und ihn anschaute, als wollte Harry ihm einen Ausweg aus der Misere erklären.
Der Agent schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Alter, aber ich weiß auch nichts mehr. Ich bin ebenso schlau oder so dumm wie du. Ich komme damit nicht mehr zurecht.«
Der Hund bellte. Dabei zuckte sein Kopf nach vorn, als wollte er Harry etwas zeigen.
Der reagierte nicht so, wie es sich der Hund vorgestellt hatte. Sein Blick war nach unten gefallen.
Dort lag der Sumpf mit all seiner tödlichen Heimtücke. Aber direkt um den verdammten Baum herum hatte sich ein schmieriger, dunkler und auch stinkender Teppich aus Öl und anderen Chemikalien ausgebreitet, der mehr an eine dicke Schlammschicht erinnerte, die in ihrem Innern Schreckliches verbarg.
Der Ring war breit.
Zu breit.
Wenn Harry sprang, auch wenn er sich dabei heftig abgestoßen hätte, würde er es kaum schaffen, diesen Ring zu überwinden. Er würde hineinfallen, dort versinken und ebenso elendig ersticken wie im normalen Sumpf.
»Rocky«, flüsterte er mit erstickt klingender Stimme, als hätte er einen Kloß im Hals. »Es ist eigentlich egal, in was wir springen. Ob in die Brühe oder in den Sumpf. Sterben werden wir so oder so. Scheiße auch.« Er schluckte und für einen Moment dachte er an Dagmar Hansen, seine Freundin, für die er mehr empfand als nur Freundschaft.
Er fluchte innerlich, blickte wieder nach unten, und Rocky ließ es nicht zu. Er verbiß sich in das rechte Hosenbein des Mannes, ohne allerdings den Stoff zu zerstören. Das Tier konnte sich mit Worten

nicht bemerkbar machen, deshalb zerrte es und bellte auch.

Das Geräusch riß den Agenten für einen Moment aus seiner Lethargie.

Er schaute hoch.

Und er sah das Boot!

***

Harry Stahl wollte lachen. Über sich selbst, über die gesamte Lage und auch über das Boot, das ihm vorkam wie eine Halluzination. Er glaubte nicht an die Rettung in letzter Sekunde, und wenn sie tatsächlich eintreten sollte, dann hatten die Personen, die im Boot hockten, auch keine Chance.

Aber das Boot existierte wirklich. Stahl zwinkerte einige Male. Der Kloß in seinem Magen blieb, schrumpfte jedoch.

Und der Mann, der ruderte, fuhr den Kahn direkt auf den dunklen Tümpel und damit auf den Baum zu. Harry sah von ihm nur den Rücken. Ihm gegenüber saß ebenfalls ein Mann, der schon älter war, den Harry noch nie zuvor zu Gesicht bekommen hatte.

Er konzentrierte sich auf den Ruderer, während sich über seinem Kopf die knackenden und leicht brechenden Geräusche immer mehr verstärkten. Er wagte nicht mal, in die Höhe zu blicken, denn irgend etwas an dem rudernden Mann, war ihm bekannt vorgekommen und hatte ihn auf eine bestimmte Art und Weise fasziniert.

War es die Haltung? War es das blonde Haar? Die Jacke aus Leder? Er konnte sich noch keine Antwort geben, weil zu viele Teile dieses Puzzles noch durch seinen Kopf wirbelten und leider nicht zusammengefunden hatten.

»Wer ist das?« keuchte er. »Das kann…«

In diesem Augenblick drehte sich der Mann um, ohne allerdings die Ruder einzuholen. Er wollte die Entfernung zum Baum hin abschätzen. So konnte Harry sein Gesicht sehen.

Er schrie! Nein, er schrie nicht. Er glaubte nur, zu schreien, denn was er da sah, das mußte einfach ein Traum sein.

Der Ruderer war John Sinclair!

Sein Freund John!

Harry spürte, wie er schwankte. Plötzlich war auch der feste Untergrund zu einem schwammigen Sumpfteil geworden. Er hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten und nicht zu fallen.

Dann hörte er seine eigene Stimme. Sie war nicht mehr als ein Flüstern. »John…«

Aber John Sinclair schien ihn trotzdem gehört zu haben, denn er brüllte seinen Namen.

In diesem Moment befanden sich die gefährlichen Kuppen mit dem scharfen und starren Geäst nur noch wenige Zentimeter von Harry

Stahls Kopf entfernt…

***

Ich ruderte, und ich tat es mit einer Verbissenheit, die einfach sein mußte, weil ich genau wußte, daß nicht genug Zeit blieb. Ich hatte Harry Stahl und seinen Hund gesehen. Ich wußte auch, wie gefährlich der Baum war, denn der ehemalige Bischof hatte mir von den unheimlichen Vorgängen flüsternd berichtet, wie das Astwerk es geschafft hatte, sich mit der Leiche zu beschäftigen und sie nach unten zu drücken, bis der Tote in seinen Finger hineingestopft worden war. Die Kuppe war nicht voll und ganz mit diesem Geäst bewachsen, ein Teil von ihr lag frei, deshalb hatte diese Stelle den Mann auch zusammendrücken können.

Das alles war mir berichtet worden, während ich heftig pullte, um so rasch wie möglich den dunklen Teppich und den verdammten Baum zu erreichen.

Das Wasser setzte mir seinen natürlichen Widerstand entgegen.

Manchmal überkam mich der Eindruck, überhaupt nicht vom Fleck zu kommen, obwohl mich Roland Schneider immer antrieb.

Er saß auf der Mittelbank, während ich meinen Sitzplatz am Heck gefunden hatte. Und der Mann hatte sich so hingesetzt, daß er an mir vorbeischauen konnte.

Er sprach mit hektischer und flüsternder Stimme. Mittlerweile wußte er, daß ich den Mann gut kannte, mit wenigen Worten hatte ich ihn eingeweiht, und er sagte mir auch, daß der Baum sich seine nächsten Opfer holen würde.

»Auch den Hund wird er schlucken. Er holte sich alle und alles. Das weiß ich.«

»Wann?«

»Rudern Sie schneller, Sinclair!«

Der Kerl, der mir das alles eingebrockt hatte, redete dumm daher.

Ich tat mein Bestes, zog die Ruder durch, aber ich war kein Spitzenkönner. Jemand, der an einer Weltmeisterschaft teilnahm, war bestimmt um einige Klassen besser als ich. Bei mir spritzte zuviel Wasser, und wir beide waren schon naß geworden.

Roland Schneider war siegessicher. »Bald, Sinclair, bald haben sie es geschafft. Verdammt, der Mann…« Sein Gesicht erstarrte, die Augen weiteten sich.

»Was ist mit ihm?«

»Er muß springen! Scheiße, warum springt er denn nicht?«

Ich hielt die Ungewißheit nicht mehr aus. Auch wenn ich Sekunden verlor, ich mußte die Ruderei einfach unterbrechen und endlich sehen, was mit Harry Stahl passierte.

Halb holte ich die Ruder ein, hielt sie fest, drehte mich – und sah

meinen Freund.

Mein Gott, er stand auf der Kippe!

Über ihm hatte sich eine Hand gesenkt. Die Kuppen mit den freien Stellen und auch die dort aus ihnen wachsenden Äste schwebten bereits gefährlich nahe über seinem Kopf.

Es würde nur Sekunden dauern, dann stießen sie zu. Dann war Harry verloren.

Egal, was er auch tat.

Ich konnte nicht anders, ich mußte einfach seinen Namen schreien.

Er sollte eine letzte Warnung sein, ein verzweifelter Versuch, ihn trotz allem noch entkommen zu lassen.

Harry war überrascht. Ich konnte ihn mittlerweile besser erkennen und nahm deshalb auch seine Reaktion wahr. Sein Gesicht war so bleich wie der Untergrund, auf dem er stand. Und über ihm drückte sich die Gefahr immer näher.

Harry tat nichts.

Ich verzweifelte fast, packte wieder nach den Rudern, und dann hörte ich seinen Schrei…

***

Es ging wirklich nur um Augenblicke, die über Tod oder Leben entschieden.

Das wußten die Menschen zwar, aber das wußte auch der Hund, oder er ahnte es zumindest anhand seines sicheren Instinktes. Er konnte die Gefahr riechen, er wußte auf einmal, worauf es ihm ankam, und bevor Harry Stahl sich noch hatte entscheiden können, sprang ihn Rocky so hart an, daß er nach vorn kippte, den Halt verlor und in die Tiefe fiel.

Er raste der schwarzen Brühe entgegen, und der Vierbeiner fiel mit ihm.

Harry schrie.

Er tat es nicht mal bewußt. Der Schrei hatte sich einfach so aus seinem Mund gelöst, als wäre er zu lange in ihm gewesen und hätte sich dort aufgestaut.

Sein Ruf echote zitternd über den Sumpf hinweg. Er hörte sich laut und gequält an. Das Echo war noch immer vorhanden, als Harry mit den Füßen zuerst gegen die Brühe schlug, die zwar dick und träge schwappte, ihm aber keinen Widerstand entgegensetzte.

Sie packte zu wie ein gieriges und offen stehendes Maul und zerrte ihn in die Tiefe.

Etwas hatte Harry Stahl noch geschafft. Ihm war es gelungen, den Mund zu schließen, so daß die Brühe ihn nicht durchspülte, aber er wußte auch, daß er Luft holen mußte. Wenn das eintrat, war es für ihn vorbei…

***

Der Schrei hielt mich nicht vom Rudern ab. Dabei hatte ich mich allerdings so gedreht, um über die Schulter schauen zu können. Durch diesen schrägen Sitz im Boot geriet ich beim Rudern etwas aus der Fahrtrichtung. Das Boot fing an zu schaukeln, der ehemalige Bischof klammerte sich fest, aber er interessierte mich in diesem Fall nicht.

Viel wichtiger war Harry.

Er hatte geschrien.

Und er war gefallen.

Zusammen mit dem Hund hatte ich ihn eintauchen sehen. Er war in die verdammte Brühe hineingestoßen wie in zähen Morast, der ihn einfach fraß, als wollte er ihn nie wieder hergeben, und diese Befürchtung durchtoste auch mich.

Beide waren weg.

Ich packte wieder die Ruder. Der Baum interessierte mich im Moment nicht. Ich wollte Harrys Leben retten und in die Brühe hineinhechten, wenn es sein mußte.

Durch den eigenen Schwung fuhr das Boot noch immer. Der Kiel schleifte durch das Wasser, aber ich war noch nicht so nahe an den dunklen Rand herangekommen, wie es hätte sein müssen. Aus diesem Grunde ruderte ich verbissen weiter und erreichtete auch den Rand dieses dunklen Ölrings, den ich nicht sah, aber spürte, denn ich hatte den Eindruck, als würde das Boot durch die andere, dickere Flüssigkeit gestoppt.

Ich holte die Ruder ein.

In diesem Augenblick erschienen Harry und der Hund. Es war nicht so wie im Wasser. Sie tauchten langsamer auf, als hätten sie sich erst durch einen Wust aus Schlamm und Algen kämpfen müssen. Aber ihre Gesichter waren mir zugewandt.

Ich sah das Entsetzen und die Qual in Harrys Zügen. Über sein Gesicht rann die dreckige, stinkende Flüssigkeit. Hier hatte das Gift wirklich Spuren wie Tränen hinterlassen, nur eben dunkler. Hoffentlich hatte Harry nicht zuviel geschluckt.

Er holte erst einmal Luft. Ich hörte sein Keuchen und auch Würgen. Die Angst um sein Leben flackerte in den Augen, während er mit schwerfälligen Armbewegungen versuchte, sich über Wasser zu halten und sicherlich auch »Wasser« trat.

Er sackte weg.

Verdammt, ich fühlte eine Hölle in meinem Innern. Ich ruderte und kämpfte dabei gegen das zähe Zeug an. Von Harry war nichts mehr zu sehen, auch nicht von dem Hund, den die zähe Brühe ebenfalls verschluckt hatte. Aber aufgeben wollte ich nicht. Ich mußte Harry da wegholen und wenn ich selbst eintauchte.

Dazu mußte es nicht erst kommen, denn Harry Stahl hatte es geschafft, wieder aufzutauchen. Allerdings nicht durch eigene

Bemühungen, denn sein vierbeiniger Freund hatte seine kräftigen Zähne in die Kleidung verbissen. Er bewegte die Beine. Es fiel ihm schwer, sich und auch den Menschen über Wasser zu halten. Es war beider Glück, daß ich mich nicht zu weit von ihnen entfernt befand.

Durch den letzten Ruderschlag hatte ich wie zufällig die gleiche Richtung eingeschlagen und trieb noch auf meinen Freund und seinen Helfer zu.

Harry Stahl hatte mir das Gesicht zugedreht. Er mußte mich sehen. Ob er mich in seiner Panik allerdings wahrnahm, das konnte ich kaum glauben, denn die Angst war einfach zu stark.

Ich hatte mich hingekniet und dabei über die Bordwand gebeugt.

Der Kahn schwangte bedrohlich. Es bestand die Gefahr des Umkippens, aber daran wollte ich nicht denken. Ich brüllte Harrys Namen und streckte ihm gleichzeitig meine Hände entgegen, die für ihn zu einem Rettungsanker werden sollten.

»Faß zu, Harry!«

Ging ein Ruck durch seine Gestalt? Hatte er begriffen? Der Hund schon. Ich glaubte, daß er jetzt versuchte, den Menschen noch näher zum Boot zu bringen.

Bei normalem Wasser wäre dies kein Problem gewesen, nicht aber in dieser zähen Brühe, die mehr zu einem Hindernis geworden war als zu einer Hilfe.

Endlich begriff Harry!

»Komm!« schrie ich, als sich der Ausdruck in seinem Gesicht verändert hatte.

Er warf sich vor.

Es war nicht einfach für ihn, aber er kam näher an mich heran, und dann griff er zu.

Nur für einen Moment. Als sich Haut und Haut trafen, da bemerkte er und ich, wie glatt diese Brühe war. Harrys Hände rutschten ab.

Er lief wieder in Gefahr, wegzutauchen, aber mir war es gelungen, mich mit einer Hand in dem Stoff seiner dicken Jacke festzukrallen.

Ich hielt ihn eisern fest, aber ich konnte ihn kaum hochzerren, dann wäre durch die Bewegung das Boot gekentert.

Harry half mit. Der Hund ebenfalls. Es fiel dem Tier schwer, sich an der Oberfläche zu halten. Daß er es trotzdem schaffte, war um so bewundernswerter.

Dann prallte Harry gegen die Bordwand. Ich ließ ihn nicht mehr los. Auch die Finger der anderen Hand hatte ich in seiner Kleidung vergraben. Ich wollte ihn in den Kahn ziehen, wo er in relativer Sicherheit lag. Was anschließend noch geschehen konnte und würde, daran wollte ich erst gar nicht denken. Wichtig war, daß wir noch lebten, auch wenn wir erschöpft waren.

Es klappte. Harry Stahl rutschte an der Bordwand hoch und kippte

über. Er keuchte und würgte dabei. Das Boot schwankte gefährlich. Ein ferner Gedanke beschäftigte sich mit dem ehemaligen Bischof. Ich fragte mich, weshalb er mir nicht geholfen hatte. Es war jetzt egal, Mit einer hebelartigen Bewegung sorgte ich dafür, daß Freund Harry Stahl endgültig in das Boot hineingleiten konnte.

Dort blieb er auf dem Bauch liegen. Er würgte und spuckte. Der Magen war in Mitleidenschaft gezogen worden. Vielleicht hatte er auch zuviel von dem dreckigen Zeug geschluckt, so daß ihm jetzt übel geworden war.

Egal, er lag im Boot, aber es gab noch jemanden, der eine Rettung verdient hatte.

Noch immer auf den Planken kniend drehte ich mich nach links, um mich um den Schäferhund zu kümmern. Das Tier versuchte, sich aus dem schlammigen Zeug zu wuchten. Halb schaffte der Hund es. Da schlugen seine Pfoten auf den Rand, aber sie rutschten immer wieder durch die Glätte ab, so daß er es aus eigener Kraft kaum schaffen konnte.

Beim nächsten Sprung hielt ich ihn fest. Ich hatte beide Arme dicht unter dem Kopf um seinen Körper geschlungen und die Finger ineinander verkrampft.

So hielt ich ihn nicht nur fest, so zerrte ich ihn auch in die Höhe.

Erst jetzt erlebte ich, wie schwer der Körper eines Schäferhundes sein konnte.

Aber das Tier half mit. Es zuckte mit den Hinterläufen und konnte sich damit sogar abstoßen. Ein letzter Anlauf, sogar so wuchtig, daß es mich erwischte und ich zurückgetrieben wurde, dann lagen wir beide schräg im Boot, wobei ich das Gewicht des Hundekörpers noch auf mir spürte.

Ich mußte einfach eine Pause haben. Der Kahn schwankte und schaukelte von einer Seite zur anderen. Neben mir kniete Harry Stahl, auf beide Hände gestützt. Er würgte noch immer dieses verdammte Zeug hervor, das sich mit seinem Speichel mischte. Aber es ging ihm schon wieder besser. Ich sah, wie er den Kopf drehte, mich anschaute, grinsen wollte, was ihm nicht gelang. Der Hund rutschte von meinem Körper zur Seite. Ich war froh, sein Gewicht nicht mehr zu spüren.

»John, verdammt!« keuchte Harry. »Das ist der absolute Wahnsinn gewesen. Okay, ich weiß nichts darüber, aber du bist nicht allein gekommen. Wo ist der andere?«

Diese Frage sorgte bei mir für einen heftigen Adrenalinstoß, der mich zudem noch in die Höhe schnellen ließ.

Harry hatte sich nicht geirrt.

Ich sah den Bischof nicht mehr.

Der Platz, auf dem er noch bis vor kurzem gesessen hatte, war leer. Dafür hörten wir ihn.

Er schrie!
Und dieses Schreie erinnerten mich an die Verzweiflung eines Todgeweihten…

***

Harry und ich waren durch die schrecklichen Laute geschockt worden, möglicherweise auch der Hund, denn er bewegte sich zunächst ebenso wenig wie wir.
Die Schreie waren nicht zu überhören gewesen, nur wußten wir im ersten Moment nicht, aus welcher Richtung sie uns erreichten.
Wir hockten im Boot, aber wir drehten uns genau richtig, denn der Baum, der Judasbaum, hatte eingegriffen.
Uns bot sich ein makabres Bild und zugleich ein faszinierendes.
Harry Stahl war davon derart stark in Mitleidenschaft gezogen worden, daß er seinen Arm ausstreckte und sich an meinem linken Handgelenk festhielt, als könnte ich ihm eine Stütze sein. Dabei schüttelte er den Kopf und flüsterte: »Mit dem Mann ist es vorbei. Der schafft es nicht…«
Harry hatte recht.
Ich wußte auch nicht, was ich unternehmen sollte, denn die mächtigen Hände hatten sich gesenkt, und ihr Astwerk mußte sich während ich mich um Harry gekümmert hatte, den ehemaligen Bischof geholt haben, denn Roland Schneider steckte zwischen diesen harten und dennoch biegsamen Ästen fest. Er sah so aus, als würde er es nie schaffen, sich aus eigener Kraft zu befreien.
Die Äste hielten ihn wie Klauen. Sie hatte sich in seine Schultern, die Hüften und auch in sein Gesicht vergraben, wo er verletzt worden war und Blut aus den Wunden sickerte. Er wurde festgehalten, seine Beine hingen starr nach unten wie ein Klöppel in einer bewegungslosen Glocke.
Der Anblick hatte mich leicht entsetzt, aber ich sah noch mehr, als mein Blick in die Höhe glitt, hin zu diesen Händen, die sich langsam wieder erhoben. So konnte ich gegen die Handteller schauen und entdeckte dort ein Muster aus Falten und Linien, das sich auf zwei Handflächen verteilte.
Ein Gesicht?
Dieser Gedanke ließ mich im ersten Moment die Angst um Roland Schneider vergessen. Ich mußte mich schon sehr anstrengen, um aus diesen Rissen und Falten ein Gesicht optisch hervorfiltern zu können. Als mir dies gelungen war, da kam ich mir vor wie zur Seite gestellt. Ich merkte das Schwanken des Bootes nicht mehr, ich hatte auch meine übrige Umgebung vergessen und sah nur das Gesicht.
Es gehörte keinem Menschen.
Trotzdem kannte ich es.

Das war, das war – ja – das waren die Züge des Dämons Mandragoro. Also doch! Er steckte dahinter. Er hatte seine Finger im Spiel und gab sich zu erkennen.

Harry Stahl hörte ihn bestimmt nicht. Mandragoro und ich waren uns nicht so fremd, auch wenn wir auf zwei verschiedenen Seiten standen, und wir hatten schon des öfteren auf dem Weg des Gedankenaustausches Kontakt miteinander gehabt.

So auch hier.

Seine Stimme klang weich und gleichzeitig so weit entfernt, aber in der Sache blieb er knallhart.

»Du kannst es nicht verhindern. Er hat mich verraten, und deshalb wird er ein Opfer des Judasbaum. Wenn du es versuchst, Sinclair, bist du ebenfalls tot, das weißt du.«

»Warum?« flüsterte ich, in der Hoffnung, daß er mich hörte.

»Das weißt du. Er hat mich hintergangen. Viele haben die Natur hier hintergangen, und ich hole mir alles zurück, wenn er nicht mehr ist, wird auch der Baum nicht mehr sein. Rudert – rudert schnell weg, denn der Sumpf wird alles schlucken! Oder wollt ihr aussehen wie der Mann, der von deinem Freund gejagt wurde?«

Dazu konnte ich nichts sagen, weil ich nichts darüber wußte. Aber Mandragoro setzte seinen Plan in die Tat um. Wir schauten zu, wie Roland Schneider von den Armen des Geästs angehoben wurde und sich auch die Hände weiter streckten.

Man zerrte ihn in die Höhe. Da erinnerte er mich nicht mehr an einen starr nach unten hängenden Klöppel, sondern eher an einen Menschen, der in der Schlinge eines Galgens hing.

Die Hände richteten sich auf, aber das alte Geäst kam seiner Aufgabe nach.

Die Zweige und Äste krümmten sich. Sie waren wie Messer oder Lanzen, und sie stießen zu.

Schneider zuckte zusammen. Wir hörten ihn nicht schreien. Aus seiner Kehle spritzte plötzlich Blut, als es einem Ast gelungen war, sie zu durchdringen.

Wir konnten nur darum beten, daß er nicht so viel zu leiden hatte.

Mit fahlen Gesichtern und großen Augen schauten wir noch einige Sekunden zu, und ich sprach tatsächlich ein kurzes Gebet für diesen ehemaligen Bischof.

Dann griff ich nach den Rudern.

»Wir tun nichts?« fragte Harry.

»Nein, denn wir können nichts tun.«

Er akzeptierte die Antwort.

***

Ich war wieder zu Kräften gekommen und legte mich in die Riemen.

Es gefiel Harry nicht, daß er nur zuschauen mußte, aber seine Hilfe lehnte ich ab.

Jetzt saß ich so, daß ich gegen den mächtigen Baum schauen konnte, und ich wurde daran erinnert, was mir Mandragoro mitgeteilt hatte. Dabei sah ich wieder sein zerfurchtes Gesicht vor mir. Ich dachte an die Ströme in meinem Kopf und schrak zusammen, als der Baum aussah, als wollte er sich von seinem schwarzen Ring lösen und sich dann in die Höhe stemmen. Was mit Roland Schneider geschehen war, das sah ich nicht. Er war zwischen dem Geäst und der Handfläche verschwunden oder zerrieben worden.

Der mächtige Baumstamm aber sackte ab. Er rammte sich regelrecht in den Boden hinein, so daß ein Trichter entstand und der Ölteppich als Gegenreaktion in die Höhe geschleudert wurde.

Er fiel wieder zurück, klatschte dabei schwer auf das Wasser, das verstärkt in Bewegung geriet. Für einen Sumpf schon unnatürliche und mächtige Wellen entstanden, denen auch wir in unserem Boot nicht entkommen konnten, denn sie rollten auf uns zu, packten den Kahn und schleuderten ihn vor sich her.

Es gab keinen Sinn mehr, noch zu rudern. Wir konnten nur hoffen, daß unser Boot nicht kippte.

Wider Erwarten hielt es.

Und wir bekamen einen letzten Stoß der auslaufenden Wellen mit, die das Boot in die trockene Region hineinschleuderte, als sollte es erst kurz vor dem Leihgolf zur Ruhe kommen.

Wir stiegen aus. Der Hund blieb an Harrys Seite als treuer Gefährt.

Und Harry streichelte ihn auch, denn er wußte genau, was er ihm zu verdanken hatte.

Der Hund saß später zwischen uns, als wir auf dem Boden hockten und mit dem Rücken an der rechten Seite des Golfs lehnten.

Ich wußte mittlerweile, daß der Hund Rocky hieß und fragte Harry: »Willst du ihn behalten?«

»Wenn es geht, ja.«

»Ich würde es dir wünschen.«

Als hätte der Schäferhund unsere Worte begriffen, bellte er dreimal kräftig, um sein Einverständnis zu geben. Das Gebiet aber sah wieder normal aus.

Es war kein Judasbaum zu sehen, als hätte es ihn nie gegeben.

Wir aber wußten es besser, und wir wußten auch, daß wir uns in der nächsten Stunde noch einiges zu erzählen hatten. Schließlich wollte jeder wissen, welcher Zufall uns in dieser Gegend zusammengeführt hatte…

ENDE